

Zeitschrift: Berner Taschenbuch
Herausgeber: Freunde vaterländischer Geschichte
Band: 20 (1871)

Artikel: Ein Ausflug nach der Insel Jersey nebst vorherigem Besuch des Bonner-Universitätsjubiläums (1868)
Autor: Schaffter, Alb.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-123080>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 18.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Ein Ausflug nach der Insel Jersey
nebst vorherigem Besuch des Bonner - Universitäts-
jubiläums (1868)

von

Dr. Alb. Schaffter, Prof.

Der freundliche Leser nehme eine Karte Frankreichs zur Hand. Im äußersten nordwestlichen Winkel des gallischen Landes wird er den felsigen Küsten der Normandie und der Bretagne gegenüber eine Inselgruppe entdecken, die, was Scenerie und historische Erinnerungen betrifft, hinter keiner andern von ähnlichem Umfange zurücksteht. Ja ich möchte behaupten, daß diese Inselgruppe, die jedem Geographen unter dem Namen der *Normannischen* oder auch *Canal-Inseln* bekannt ist, sich in mannigfacher Beziehung eines Vorzugs zu erfreuen hätte, wenn sie mehr als bisher in den Reiseplan erfahrner Touristen aufgenommen worden wäre. Die Söhne und Töchter Albion's freilich haben schon längst die Granitgestade von Jersey, Guernsey, Alderney und Sarko als reizende Punkte für eine kürzere oder längere Niederlassung sich ausersehen und wissen über jene Inseln, die sprachlich und topographisch zu Frankreich, politisch aber zu England gehören,

hinlänglichen Bescheid; doch der continentale Wanderer und besonders der Schweizer hat den Genuß eines Besuches dieser merkwürdigen Inseln, die England von allen seinen großen französischen Besitzungen allein übrig geblieben sind, nur wenig kennen gelernt.

Schon längst hatte der Schreiber dieser Zeilen den Wunsch, wenn nicht alle, doch wenigstens eine dieser Inseln, und zwar die lieblichste, Jersey, zu besuchen. Dieser Wunsch kam im August des Jahres 1868 zur glücklichen Ausführung.

Wer von der Schweiz aus nach dieser, leider nur $5\frac{1}{4}$ Quadratmeilen fassenden Insel, die 60,000 Einwohner zählt, sich zu begeben gedenkt, der kann es in der aller kürzesten Zeit thun, wenn er von Basel aus direkt nach Paris, und von dort aus in 12 Stunden nach St. Malo mit der Eisenbahn fährt. In St. Malo erwarten ihn, zweimal wöchentlich, große, gut eingerichtete englische Seedampfer, die in 6 Stunden den Reisenden nach St. Helier, der Hauptstadt der Insel, befördern. Eine solche Reise kann mit Recht ein leicht auszuführender, mit wenig Kosten verbundener Ausflug genannt werden. Möge dieser Wink meinen lieben Landsleuten zur Aufmunterung dienen!

Es war mir leider nicht vergönnt, diese direkte Straße einzuschlagen, da ich in aller Eile nach Bonn zu reisen hatte, um als Deputirter unserer Landeshochschule an dem 50jährigen Jubiläum der dortigen Universität Theil zu nehmen. Mein Itinerarium führte mich also die so oft und so trefflich beschriebenen Ufer des Rheins entlang. Als Ort der Einschiffung auf dem schönsten und belebtesten der deutschen Ströme wählte ich das gemüthliche, nur zu einförmige Mannheim. Es wird mir erlaubt sein, mich über die Eindrücke während der Eisenbahnfahrt von Basel nach Mannheim, und während der zwölfstündigen Wasserfahrt von Mannheim nach Bonn schnell

hinwegzusetzen. Classische Reden haben in jeder Tonart und Gemüthsstimmung, ja oft über das nöthige Maß hinaus, die Vorzüge dieser herrlichen Weltstraße geschildert, so daß die neue Beschreibung nur einer lästigen Wiederholung gleichkommen würde. Doch möchte ich zwei Bemerkungen nicht übergehen, die meine Reisegefährten auf der badensischen Bahn zwischen Freiburg i./B. und Kastadt betreffen.

Es ist selten der Fall, daß man auf einer Eisenbahnfahrt theologische Gespräche zu hören bekommt, noch seltener, daß solche aus dem Munde behäbiger Kaufleute fließen. Dies wurde mir aber auf dieser Fahrt in reicher Fülle zu Theil. Drei würdige Glieder der Kaufmannszunft, die in Mühlheim ausgestiegen waren, saßen in meiner Nähe und fingen eine lange, eifrige, in ihren Grundbestimmungen gut gehaltene und gut durchgeführte Unterredung über den Buseyismus an. Ich erstaunte. Busey wird wohl niemals geträumt haben, daß in germanischer Zunge, in einem badischen Eisenbahnwagen, seine Lehrsätze und seine Person von drei Kaufleuten mit Ernst bis zum eifrigen Streit besprochen werden würde. Noch reger entfaltete sich meine Aufmerksamkeit, als zwischen Freiburg und Kastadt eine auffallend liebliche Erscheinung in den schon vollgepfropften Wagen eintrat. Es war dies ein schönes, blühendes Mädchen von 18 Jahren. Diese allerliebste Jungfrau — ich will sie Maria nennen — hatte in ihrem ganzen Wesen etwas so Keusches, so Friedliches, so Offenes und Freudiges, wußte sich Jedermann gegenüber so ungezwungen und doch mit so vielem Anstande zu benehmen, ihre Art, sich auszusprechen, war so natürlich, ihr Gedankenaustausch so redlich und wahr, daß ihre Gegenwart unwillkürlich bei allen Anwesenden die beste Stimmung hervorrief. Als ich sie nun nach ihrem Reiseziele fragte, da antwortete sie lächelnd „das Zuchthaus!“ Sind Sie eine Delinquentin?

Haben Sie ein Verbrechen begangen? Doch nicht, antwortete Maria gemüthlich, ich soll in der Bönitenzanstalt für weibliche Sträflinge in B. als Gefängnißwärterin zur Aushülfe dienen. Ist das ernstlich gemeint, fragte ich wieder, und was kann Sie in Ihrem jugendlichen Alter dazu führen, ein so schwieriges, Ihrem zarten Alter so wenig entsprechendes Amt zu übernehmen? — „Der Wunsch,“ antwortete sie bescheiden, „mein Leben nützlich anzuwenden.“ — Du bist eine lebendige und herrliche Predigt, dachte ich, schwieg und segnete in meinem Innern eine solche seltene Erscheinung. Nicht das gewaltige, geräuschvolle Reden und Schreiben über Frauenrecht und Frauenpflicht wird die leidende Menschheit umgestalten, nein, das persönliche Opfer, die Hingabe in Liebe, Geduld und Sanftmuth. Diese Tugenden bilden das Adelsdiplom der rettenden Weiblichkeit, nicht aber Brunkreden und Zeitungsentwurf.

Das Bonner Jubiläumsfest sollte am 2., 3. und 4. August abgehalten werden. Am Vorabend des angekündigten Termins trat ich in den besflaggten und bekränzten Festort ein. Die untergehende Sonne beleuchtete in herrlichem Farbenspiel Stadt und Umgegend. Mein erster Gang war nach dem Laden eines redseligen Barbiers. Der freundliche alte Mann wußte mir Bescheid über Bekannte und Freunde, die ich zwanzig Jahre vorher in Bonn angetroffen hatte, von denen aber jetzt nur noch wenige übrig geblieben. Unter diese gehörte auch mein Jugendfreund, der Consistorialrath Professor W. Krafft, dessen archäologische und historische Schriften eine verdiente Verbreitung und Anerkennung gefunden haben. Wir trafen uns in der Weberstraße nach langjähriger Trennung wieder und ich kehrte gerührt in seine Behausung, ich sollte sagen — so stattlich sah sein neuer Wohnsitz aus — in seinen Palast als Gastfreund ein. Der

dort in trautem Familienkreise und im Verkehr mit würdigen Männern aus Rheinpreußen und Westphalen zugebrachten glücklichen Tage werde ich stets in Liebe und Dankbarkeit gedenken.

Da der Festzug auf den folgenden Tag gehörig angeordnet werden mußte, wurden die Deputirten der verschiedenen deutschen Hochschulen noch am Abende des 1. August beim Rector magnificus v. Siebel zusammenberufen. Nach längerer Debatte, an welcher sich besonders die Vertreter der österreichischen Universitäten Prag, Graz und Innsbruck betheiligten, wurde beschlossen, daß die verschiedenen Hochschuldeputationen beim öffentlichen Empfange in der Aula nur einen Sprecher haben sollten. Als solcher wurde der Rector der Münchner Hochschule, Prof. Dr. Windscheid, gewählt, ein Auftrag, dessen sich der treffliche Mann auf's Beste entlediget hat. — Im Ganzen waren 24 Hochschulen und Akademien Deutschlands, Oesterreichs und der Schweiz durch ihre Deputationen in Bonn vertreten. Die drei Schweizerhochschulen Basel, Bern und Zürich hatten 5 Deputirte gestellt. — Wie soll ich aber in wenigen Zügen das eigentliche, drei Tage dauernde Jubiläumsfest beschreiben? Eine solche Aufgabe ist in wenigen Blättern kaum zu lösen; ich verweise deßhalb Jeden, der Interesse dafür hat, auf den von Prof. Sybel redigirten, ausführlichen und äußerst genauen Bericht. Dieser ist auch dem Berner-Senate als Gabe zugeschildt worden und befindet sich gegenwärtig in der Stadtbibliothek. Es sei mir bloß gestattet, die auffallendsten Züge und Begebenheiten, die dem persönlichen Urtheil anheimfallen, so kurz wie möglich hervorzuheben.

Der erste Festtag, der 2. August, ein Sonntag, sollte vor Allem aus dem religiösen Momente geweiht sein. Deßhalb die Bestimmung des Programms „Gottesdienst für

die katholischen und für die evangelischen Festgenossen." — Um 9 Uhr begab ich mich in die Universitätscapelle, wo mein Freund Kraft über Eph. 1, 3 eine treffliche, sichtlichen Eindruck hinterlassende Predigt hielt. Um 11 Uhr fand in der mit Frescogemälden schön ausgestatteten, aber akustisch unbefriedigenden Aula der Hochschule der Empfang der Deputationen zur Beglückwünschung statt. Die bei diesem feierlichen Anlasse ausgesprochenen Reden sind einer dankbaren Erinnerung werth, ja etliche Aeußerungen sozial, politisch und religiös hochgestellter Männer der Gegenwart haben eine bleibende historische Bedeutung. Der Cultusminister v. M ü h l e r äußerte, seinen Blick auf die Zukunft wendend: „Wir gründen die volle Zuversicht in die Zukunft, vor Allem auf die Gnade Gottes, die auch in schweren und gefährlichen Zeiten schützend über dieser Stätte gewaltet; wir gründen sie auf den Geist, welcher diese Hochschule in das Leben gerufen hat; wir gründen sie auf das Wesen deutscher Wissenschaft, welche in treuer Arbeit und unermüdlicher Ausdauer die Schätze aus der Tiefe des Geistes hebt und sie zu einem Gemeingute der Nation macht.“ — Der Vertreter der deutschen Hochschulen in ihrer Gesamtheit, Prof. Windscheid, aus München, hob die Verdienste der Bonner-Hochschule hervor und fügte bei: „Die Universitäten Deutschlands bilden einen einigen Körper, an dem jedes Glied Wohl und Wehe jedes andern Gliedes mit den empfindlichsten Nerven mitempfindet; sie bilden einen einigen Körper in dem Bewußtsein ihrer hohen und verantwortlichen und alle Kräfte der Seele anspannenden Aufgabe, in dem Bewußtsein, daß sie es sind, welche nicht von heute auf morgen, wohl aber für den Lauf der Jahrzehnde mit unausbleiblicher Gewißheit den geistigen Zustand der Nation bestimmen, in dem Bewußtsein, daß in ihnen immer zum innersten Ausdruck gelangt ist, was

zu allen Zeiten die Sehnsucht der Besten erstrebt hat, die Einheit deutschen Sinnes und Geistes, und daß es zuletzt in ihre Hand gegeben ist, ein Geschlecht zu erziehen, welches, wie auch die politische Verfassung Deutschlands und des Landes deutscher Zunge sein und sich gestalten mag, das Trennende vergißt, das Gemeinsame pflegt, und in der Stunde der Gefahr, so Gott will, unverbrüchlich zusammensteht, ein einzig Volk von Brüdern." — Die Vertreter des Rheinischen Provinzial-Schul-Collegiums überbrachten im Namen 200 rheinischer Schulmänner als Zeichen ihres Antheils an dem Feste Gypsabgüsse zweier Statuen der Niobidengruppe für das akademische Kunstmuseum. Den Dank aussprechend für die Arbeit der Bonner-Universität, aus welcher der größte Theil der tüchtigen Lehrer der höheren Schulen des Rheinlandes hervorgegangen, sprach der Redner die schönen Worte: „Unser eigenes Wirken hat, wenn es gedeihen soll, das Ihrige zur nothwendigen Voraussetzung. Nur wo alle Stufen des öffentlichen Unterrichtes in der gleichen Gesinnung nach entsprechenden Grundsätzen geleitet werden, sind Resultate zu hoffen, wie sie der preußische Staat von seinen Schulen fordert, wie sie die europäische Welt von Preußen erwartet." — Rührend war das Auftreten des alten Berghauptmanns Prof. Röggerath, der im Namen des Vereins für Alterthumskunde im Rheinland eine Festschrift (Beiträge zur Geschichte der Churfölnischen Universität Bonn) einhändig die Worte aussprach: „Selbst ein Alterthum darf ich vielleicht erwähnen, daß ich, freilich als Knabe, die alte Universität Bonn noch in ihrer äußern Erscheinung gesehen und gekannt habe." — Geheimrath Altgeld, Vertreter der Kunstakademie in Düsseldorf, sprach natürlicherweise über die Kunst. Er begleitete seinen Auftrag mit einem Ehrengeschenk (die Gebietstheile des preußischen Landes in Bild und Farbe

darstellend) und wünschte zuletzt der Hochschule „goldene Aehren in ewiger Jugend.“ — Sehr merkwürdig war die Anrede des Domprobstes Dr. München aus Köln. „Die Kirche,“ sagte er, „erkannte sich seit Jahrhunderten als Freundin und Pflegerin der Wissenschaft. Echte Wissenschaft bildet den Geist und führt ihn zur Wahrheit und fördert so die hohen Ziele der Kirche in Heiligung und Beglückung des Menschen. Unserer Ehurdiöcese hat aber die Universität bereits eine nicht geringe Zahl würdiger und mackerer Diener der Kirche geliefert, so daß wir ein ganz besonderes Interesse an ihrem recht langen Fortblühen und segensreichen Wirken nehmen.“ — Was mag man in Rom zu dieser Rede und zu diesen Wünschen gedacht haben? Jedenfalls ist sie ein Zeugniß für den milden, toleranten, religiösen Sinn, der auf der Bonner-Hochschule zu finden ist, ein Zeugniß auch für die Möglichkeit paritätischer theologischer Anstalten an den Hochschulen. Sollte dieser Wink nicht auch für unser Vaterland seine Geltung haben, wenn einst die so langgewünschte Centralhochschule der Schweiz zu ihrer endgültigen Verwirklichung gelangt? — Auch die evangelische Geistlichkeit ließ, der katholischen auf dem Fuße folgend, durch ihren Deputirten den Ruhm Bonn's als einer „Pflanzstätte gesunder Lehre und gesunden Lebens, als einer Pflegerin echter Wissenschaft und religiös-sittlicher Gesinnung“ erschallen. Der Redner drückte die Ueberzeugung aus, „daß die Aufgabe der Kirche desto glücklicher gelöst werde, je gründlicher ihre Diener gebildet sind, richtig und immer richtiger zu lesen im Buche der Geschichte, im Buche der Natur, im Buche der christlichen Offenbarung“ zc. — Was hätten aber die Franzosen dazu gesagt, wenn sie der Ansprache des Oberbürgermeisters Kaufmann von Bonn gelauscht hätten? Dieser kühne Germane durfte die politisch bedeutsamen Worte aussprechen: „War es Ahnung

der großen deutschen Zukunft, daß so viele königlichen Söhne des neuen Herrscherhauses an der rheinischen Hochschule ihre Bildung vollendeten? Der königliche Prinz, der berufen ist, einst die Krone seiner Väter zu tragen, er hat das alte Frankenland erkannt und liebgewonnen, dessen Besitz einst den nächsten Anspruch auf die deutsche Kaiserkrone gegeben hat!“ — Sinnreich und schön mußte der Landrath v. Sandt, als Vertreter der Stände des Kreises Bonn, hervorzuheben, wie der Einfluß der Wissenschaft und ihrer Verbreiter auch in die kleinen Verhältnisse ländlich-bürgerlichen Lebens einzudringen wisse. — Der letzte Sprecher, der Oberbürgermeister Bachem von Köln, mußte als Vertreter der rheinischen Stände nicht nur Worte der Theilnahme am Gedeihen der Alma Rhenana auszusprechen, sondern sie auch durch zwei schöne Kölnergaben zu krönen. Diese zwei Gaben stellten ein Kapital von 12,700 Thlr. dar, mit deren Ertrag unvermögende Kölnersöhne sich dem Studium der Mathematik, der Naturwissenschaften, der Geschichte und der Philologie ergeben können. — Ueberhaupt ist die Liste der aus Anlaß des Jubiläumfestes nach Bonn strömenden Gaben und Stiftungen eine bedeutende zu nennen. Aus allen Theilen Preußens sind von Fürsten, Städten, Corporationen und Privaten eine so große Zahl von Schenkungen gemacht worden, daß deren Werth 50,000 Thlr. übersteigt. Einen schönen Zuwachs erhielt auch die Universitätsbibliothek durch die reiche Büchersammlung des verstorbenen Maximilian v. Wied. Sein Neffe, Fürst Wilhelm, hat zu dieser Vergabung, die besonders im Gebiete der Naturwissenschaften ihren vollen Werth hat, aus Dankbarkeit gegen Bonn sich gerne entschlossen. — Die 31 Festschriften, die, sei es von Universitäten, Gymnasien und gelehrten Männern, sei es von einzelnen Personen bei Gelegenheit des

Jubiläums eingegangen sind, sowie die meist in lateinischer Sprache abgefaßten Congratulationschreiben der deutschen und fremden Hochschulen, sind auch ein Zeugniß für das allgemeine Interesse, das die Alma mater am Rhein sich rühmlichst zu gewinnen gewußt hat. — Ich würde mich aber eines unverzeihlichen Unterlassungsfehlers schuldig machen, wenn ich bei Erwähnung der oben angeführten, nicht zu unterschätzenden Ansprachen der Festredner, des Mannes vergäße, der an diesem Tage, wie auch am folgenden, des Tages Last am meisten erfahren hat und dem unbedingt noch dazu die Rednerpalme gebührt. In warmer, ehrfurchtsvoller Erinnerung sei darum auch des gewandten, taktvollen, beredten Rectors v. Sybel gedacht. Jeder der vielen Ansprachen mußte er von seiner kleinen Tribüne herab eine passende, immer geistreiche, oft schalkhaft improvisirte Antwort entgegenzustellen. Dem Minister v. Mühlner mußte er durch Citation etlicher Worte des Freiherrn v. Altenstein passend zu entgegnen, daß das Geistige sich nie zu hoch anschlagen lasse. Es sei die Grundlage alles dessen, auf was nur immer die Stärke des Staates beruhe. — Der landwirthschaftlichen Akademie zu Poppelsdorf mußte er treffend nachzuweisen, „daß in allen Fächern derjenige sich am besten auf die Praxis vorbereite, welcher die wissenschaftlichen Grundsätze der Theorie in ihrer Tiefe erfasse, nichts aber kümmerlicher sei, zugleich für Theorie und Praxis, als das summarische Ergreifen einiger Fragmente der Wissenschaft. Wenn irgendwo, gelte für dies Verhältniß das alte Wort, daß die ganze Wissenschaft zur Wahrheit hinführt, die halbe von ihr entfernt.“ — Dem Vertreter der Hochschulen mußte er freundlichst zu betheuern, „daß das gemeinsame Streben deutscher Wissenschaft alle Hochschulen deutscher Zunge zu einer festen Einheit über alle politischen Grenzen hinaus verbinde, und in dieser

Genossenschaft eine ehrenvolle Stelle zu behaupten, für alle Zeiten das höchste Ziel der Bonner-Hochschule bleiben werde."

— Dem Wortführer des archäologischen Seminars, einem Studenten, sagte er: „Der beste Lohn des Lehrers sei die Dankbarkeit des Schülers und in noch höherm Maße das wissenschaftliche Fortschreiten desselben." — Den Deputirten des Provinzialschulcollegiums wußte er die anerkennenden Worte zu zollen: „Sie erziehen für uns die Schüler, wir für Sie die Lehrer; Sie wecken in dem Knaben die Fähigkeit des wissenschaftlichen Denkens; wir führen den Jüngling zur Anwendung desselben in wissenschaftlicher Arbeit. So sind wir die Diener desselben Altars, Collegen desselben Berufs." —

Bei Ueberhändigung des Ehrengeschenkens der Düsseldorfer Kunstakademie durfte v. Sybel seinem Herzen freien Lauf lassen: „An mir selbst habe ich es erlebt," bemerkte er pietätsvoll gegen die Kunst, „welch ein bildendes Element auch für die wissenschaftliche Arbeit der offene und geläuterte Schönheitssinn ist." — Die größte Schwierigkeit für den mehr philosophisch als theologisch gebildeten Rector hatte unbedingt die Antwort auf die römische Geistlichkeit. Die Zuhörer spitzten die Ohren und erwarteten einen leisen Angriff. Doch auch bei dieser Antwort wußte er mit der größten Gewandtheit in ein gutes Fahrwasser zu lenken. Er sprach es mit Bestimmtheit aus, „daß die Bonner-Hochschule im höchsten Sinne zu einer Stätte confessioneller Eintracht, zu einem Bande zwischen Staat und Kirche geweiht sei!" Schön schloß er mit den Worten: „Keine dieser Mächte hat von der andern (im preussischen Staate) Bevormundung oder Unterdrückung zu besorgen; eine jede ist berufen, nach den Gesetzen des eigenen Wesens zu leben, zu wachsen, zu wirken. Allseitige Freiheit, allseitige Fortentwicklung, allseitiger Frieden, das ist der Grundsatz, auf welchen gestützt die Nation in Religion und

Wissenschaft einer großen und segensvollen Zukunft sicher ist!“
— In gehobener Stimmung sprach v. Sybel, sich zu den Vertretern der evangelischen Geistlichkeit wendend:
„Die Kirche und Lehranstalt verfolgen auf verschiedenen Wegen das gleiche Ziel, geistige Erleuchtung und sittliche Veredelung des Menschen. Beide streben ihre Mitglieder aus der Enge der egoistischen Beschränktheit hinauszuhoben und in die lebendige Gemeinschaft mit Gott und Welt zu stellen, sie zur fides et caritas, zum Gottvertrauen und zur Nächstenliebe anzuleiten.“ — Diese Angaben mögen genügen, um die Schwierigkeit der Aufgabe des Rector magnificus anzudeuten.

Am Ende dieser akademischen Feier angelangt, kann ich zwei Bemerkungen nicht unterdrücken, die sich mir damals unwillkürlich aufdrangen. Ich will dieselben in Fragen auflösen, deren Beantwortung nicht in unseren Händen liegt: Der Deputation der Stadtverordneten von Bonn durfte v. Sybel, im Namen der Universität, mit Ueberzeugung entgegen: „Es hat zwischen der Universität und der Stadt bisdahin ein reines Gefühl des Zusammengehörens, nicht bloß der Nachbarschaft, sondern der echten, tiefen Befreundung gewaltet. Möge die Stadt unsere Professoren im vollsten Sinne des Wortes zu ihren Bürgern rechnen!“ — Wäre eine solche Ansprache und ein so natürlicher Wunsch auch in den Annalen Berns zu verzeichnen? — „Köln,“ sagte der Rector zum Vertreter der rheinischen Städte (Bachem), „Köln war vor 50 Jahren die Nebenbuhlerin Bonns in dem Anspruch, die Universität in ihren Mauern zu besigen, und der Eindruck der Enttäuschung war damals bitter und tief . . . aber jetzt ist der damalige Gegensatz ausgelöscht, die damaligen Besorgnisse sind auf's Schönste wiederlegt.“ — Wenn nun die Frage einer eidgenössischen Hochschule wieder zum Vorschein kommt und geschlichtet werden muß, wird

alsdann — dies meine zweite Frage — der Wettstreit zwischen Basel, Zürich und Bern, auch wie der zwischen Köln und Bonn und andern Städten des Rheins, durch so schöne Opfergaben der Unterliegenden, wie es beim Jubiläumsfest in Bonn geschah, gesühnt und geschlichtet werden? — Doch genug, gehen wir an das gemeinschaftliche Mittagsmahl in den freundlichen Gärten des Hotel Blinzler in Godesberg und ruhen wir von den vielen Reden des ersten Feiertages aus. Der Abend und ein guter Theil der Nacht wurden in den weiten Anlagen des alten Zoll's und des Hotel Kley, an den Ufern des herrlichen Rheinstroms, zugebracht. Dieses städtische Gartenfest, zu welchem sich außer den eigentlichen Gästen zahlreiche Gruppen eingeladener Bonnerbürger, mit ihren in reizender Tracht aufziehenden Frauen und Töchtern, die wirklich schön zu nennen sind, einfanden, kann als ein überaus gelungenes betrachtet werden. Ehre der Stadt Bonn, sie hat an jenem Abende auf's Beste für ihre fremden und einheimischen Gäste gesorgt. — Die Beleuchtung des Gartens war feenhaft; die Regimentsmusiken, unter der vorzüglichen Leitung der zwei Capellmeister Keiper und Petrowski, leisteten bis tief in die Nacht hinein Ausgezeichnetes. Beethoven, Mendelssohn, Meyerbeer, Strauß, C. M. v. Weber und Richard Wagner, dessen „Einzug der Gäste auf der Wartburg“ und seine Ouvertüre zu Tannhäuser gespielt wurden, hätten, wären sie gegenwärtig gewesen, keine bessern Interpreten ihrer berühmten Kunstwerke wünschen können. Dazu war die Nacht so still, so ruhig, der Mond leuchtete über der in ungebundener Heiterkeit hin- und herwogenden Menschenmenge so freundlich und lieblich, das Gefühl eines echten Volksfestes beherrschte alle Anwesenden so vollständig und wahr, daß eine allgemeine Jubelfreude diesen Tag beschloß. Die von den vereinigten Männerchören „Concordia- und

Männergesangsverein" vorgetragenen Lieder (das Bundeslied, Arndt, — Der Abschied vom Wald, Mendelssohn, und ganz besonders die Wacht am Rhein, v. Wilhelm) trugen reichlich nebst Becherklang und Freudensruf das Ihrige bei, die Feststimmung in Volksbegeisterung übergehen zu lassen. Als die Worte erschallten:

„Dort, wo der Rhein mit seinen Wellen
„So mancher Burg bemooste Trümmer grüßt,
„Dort, wo die blauen Trauben saft'ger schwellen,
„Und kühler Most des Winzers Müh versüßt,
„:/: Dort möcht ich sein.
„Bei dir, du Vater Rhein,
„Auf deinen Bergen möcht ich sein" . . . zc.

wer hätte da, bei guter oder schlechter Stimme, nicht mit der Gesamtheit der anwesenden Gäste einstimmen mögen? — Doch auch die Warnung, die in diesem schönen Volksliede enthalten ist, wurde von den Sängern verwerthet; sie riefen:

„An den Rhein, an den Rhein, zieh' nicht an den Rhein
„Mein Sohn, ich rathe dir gut;
„Da geht dir das Leben zu lieblich ein,
„Da blüht dir so freudig der Muth!" zc.

Während von allen Seiten Gesang und Musik ertönte und die bunte Menge immer drückender wurde, verließ ich gegen Mitternacht den von vielen Tausenden von Gasflammen und farbigen Lampen beleuchteten Kley'schen Garten und zog mich durch den mit Flaggen und Gewinden reich decorirten, noch sehr belebten Hofgarten nach meiner gastlichen Behausung zurück.

Der 3. August sollte der Hauptfesttag sein. Das Programm des Tages lautete: Aufstellung des Festzuges, Akademische Feierlichkeit, Festdiner im Poppelsdorferschlosse, Fackelzug der Studierenden, Commerc im Poppelsdorferschlosse.

Die Anordnung eines Festzuges ist keine kleine Aufgabe. Sie wurde von den Festordnern, welche eine schwarzweißrothe Rosette im Knopfloch trugen, auf's Beste gelöst. Der Platz der einzelnen Gruppen war durch Zettel mit den betreffenden Nummern, welche von Dienstmännern gehalten wurden, bemerklich gemacht. In dieser Platzordnung, die auf der langen, mit stattlichen Häuserreihen gezierten Coblenzerstraße vor sich ging, hatten die Deputirten der Universitäten Nr. 23 erhalten. Ich begab mich also um 9 Uhr nach der bezeichneten Stelle. Es war dies der Arndt'sche Garten. Mein erster Blick fiel auf das Standbild des großen Dichters; nicht weit davon, unter einer schattigen Baumgruppe, grüßte freundlich die seither in die ewige Heimat eingegangene Wittwe des Mannes, der so lange und so kühn die geistige Fahne deutscher Einheit getragen. Buchstabenweise vereinigten sich bald, zu drei und drei, die Vertreter der Hochschulen. Basel, Berlin, Bern, Breslau folgten auf einander. Der unabsehbare Zug setzte sich, von verschiedenen Musikcorps begleitet, in Bewegung und gelangte auf bedeutenden Umwegen und unter Zudrang einer ungeheuren Volksmenge nach seinem Bestimmungsorte, der evangel. Universitätskapelle, wo der Rector magnificus seine Hauptaufgabe durch eine Schilderung der 50jährigen Schicksale der Bonner-Hochschule zu vollenden hatte. — Nur den privilegirten Festgenossen ward der Eintritt in die hübsch gebaute, doch nicht allzugeräumige Kapelle gestattet. Das Glück schenkte mir einen trefflichen Platz. Ein von Prof. Breidenstein componirter Choral, mit Orgel- und Posaunenbegleitung, brachte unter die Anwesenden eine ernste Stimmung und Ruhe. Es folgte der Eintritt des Königs und der Königin von Preußen. Der Rednerbühne gegenüber setzten sie sich; hinter ihnen der Kronprinz, andere deutsche Fürsten und das diplomatische Corps. Der Erzbischof

von Köln in Purpurgewand wohnte ebenfalls der akademischen Feierlichkeit bei; ich erwähne dies aus Anlaß einer komischen Anfrage, die mich beinahe in ungebührliches Lachen hineingezogen hätte. Ein Nachbar, sich zu mir wendend, fragte laut, auf den rothbemantelten Erzbischof deutend: „Wer ist denn dieser Türke in der königlichen Umgebung?“ Ich hatte alle Mühe, meine Heiterkeit zu unterdrücken. Zu meiner Beruhigung begann im verhängnißvollsten Augenblicke die von Hiller in Köln componirte Festcantate. Es war ein hoher Genuß, an den ich mich zeitlebens erinnern werde. Die auf den Galerien verborgenen Sängern trugen diese Cantate so herrlich vor, daß man hätte glauben sollen, es wären Engelsstimmen und nicht Menschenstimmen. Ich fühlte mich wie von der Erde entrückt, meine Seele erhob sich inmitten der Versammlung irdischer Größen, wie in andere reinere und vollkommene Regionen, es war wie ein Vorgeschmack der himmlischen Sphären.

Der meisterhaften Festcantate folgte die Rede des Rectors v. Sybel. In lautloser Stille wurde diese Rede, die in besonderm Abdrucke unter dem Titel: „Die Gründung der Universität Bonn“ erschienen ist und im Publikum schon ausgetheilt wurde, während der Verfasser sie vortrug, mit vollkommener allseitiger Befriedigung angehört. Es ist hier nicht der Ort, näher auf dieselbe einzugehen. Sie steht als ein Muster akademischer Beredtsamkeit da. Etliche Stellen waren rührend und machten sichtlich Eindruck. Was Sybel über den Zustand Preußens nach dem großen Befreiungskriege aussprach, was er als die ernstesten Forderungen damaliger Zeit in Bezug auf politische Freiheit und deutsche nationale Einheit betonte, die Art und Weise, wie er die positiven Leistungen der preussischen Verwaltung, trotz aller damaligen Mängel, hervorhob, seine Bemerkungen über das Heerwesen, die

Finanzen, Schule und Kirche, Handel und Verkehr in jener schwierigen Umgestaltungsperiode, ja die feinen Anspielungen auf getäuschte Hoffnungen und Erwartungen . . . Alles trug das Gepräge tiefer historischer Sachkenntniß. Mit Freimuth durfte er in Gegenwart des jetzigen Monarchen es beklagen, „daß dessen Vater, Wilhelm III., den letzten und größten Schritt, die Ertheilung einer Verfassung, damals noch unterließ, daß er damit dem Volke eine wichtige Bildungsquelle, dem Staate das stärkste Einheitsband, dem eignen Wirken den Glanz der Oeffentlichkeit entzog!“ — Den eigentlichen Kernpunkt der Rede bildete natürlich die Geschichte der Begründung der Hochschule Bonn. Er wußte derselben einen wahrhaft humoristischen Anstrich zu geben. Der Wettstreit der Städte Coblenz, Düsseldorf, Köln und Bonn, besonders aber der zwei letztern zur Erlangung des Musenstieges am Rhein, die Eifersucht Berlins, die 2 Jahre dauernden Cabinetsverhandlungen, die auf diesen Gegenstand bezüglichen Denkschriften, Berichte, Beantragungen und Ministerialerlasse bis zum endlichen Abschluß zu Gunsten Bonn's durch die königliche Cabinetsordre vom 26. Mai 1818, besonders aber die Schilderung der zwei großen Strömungen damaliger Zeit, der Kampf der Klassiker und Romantiker in Norddeutschland, kamen dabei in der mit patriotischem Feuereifer vorgetragenen Skizze zur Sprache. Ob es dem Erzbischof von Köln besonders gefallen hat, als Symbol die in der Reaktionsperiode siegreiche romantische Richtung „als eine Wendung zu der feudalen Ohnmacht des Staates und zu der weltherrschenden Stellung der Kirche, wie es im Mittelalter gewesene und Köln als einen für die romantischen Wünsche, besonders günstigen Boden bezeichnete,“ möchten

wir sehr bezweifeln, aber in die Herzen der Zuhörer fanden diese Worte gehörigen Eingang und Anklang. Der feierlichste Augenblick in der ganzen Rede war der, als der Rector mit bewegter Stimme des Schreibens gedachte, das der treffliche Süvern im Jahr 1817 an den Staatskanzler richtete: „nicht auf die todten Kräfte der Natur,“ rief er aus, „ist der preussische Staat gegründet, sondern auf die lebendigen, unendlicher Erhöhung und Entwicklung fähigen der Menschheit, und nur zu pflegen braucht man diese in der für ihr Gedeihen entscheidenden Zeit, und man wird damit von selbst auch jene beleben, vermehren, verstärken, und des Staates inneres und äußeres Wachsthum an Werth, Würde und Kraft wird die sichere Folge sein.“ — Die Versammlung brach bei diesen Worten in ein dreimaliges, donnerndes Hoch aus.

Das Festmahl des 3. August sollte um 2 Uhr im Poppelsdorferschlosse eingenommen werden. — Freundliche Privatgespräche, Begrüßungen alter Bekannten, Besuch des neuen chemischen Laboratoriums, Spaziergänge unter den schattigen Alleen der Bonnerumgebung, füllten bis zur festgesetzten Stunde die Zeit aus. Dem alten aber noch rüstigen Könige wurde bei seiner Abfahrt auf der Eisenbahn von der versammelten Menschenmenge ein ehrfurchtsvolles, herzliches Vivat zugerufen. Friedrich Wilhelm ist bei seinem Volke beliebt, das zeigte sich auch bei diesem Anlaße auf die ungezwungenste Weise. — Unterdessen war die Essensstunde herbeigekommen. Die hungrigen Gäste kehrten gemüthlich in den prachtvoll decorirten runden Festsaal ein. Guirlanden, Blumenvasen, gemalte Wappenschilder, Embleme der verschiedenen Provinzen des Reiches, schmückten auf sinnreiche Weise die weite, gut gewählte Räumlichkeit. Die Einrichtung ließ nichts zu wünschen übrig, eben so wenig die mit Sorgfalt aufgetragenen Speisen und die mit feiner Auswahl dargebotenen Getränke.

In bester Stimmung beschaute ich von meinem Sitze aus das eingeladene Gelehrten- und Beamtenheer und mein Ohr lauschte mit Entzücken den herrlichen Melodien der, in einer Ecke des Saales, auf hoher Estrade, garnisonirten Regimentsmusik. Der Verlauf des Mahles, vom venetianischen Salat bis zum Ruchendessert, vom Marsala bis zum Champagner, ging, hier und da durch Gelegenheitsreden und Toaste unterbrochen, auf's heiterste und herzlichste vor sich. Hiezu gab das schlichte, warme Auftreten des präsidirenden Kronprinzen den ungesuchtesten Impuls. Aus Anlaß seiner juridischen Doktorpromovirung wußte der bescheidene und edle Prinz, von dem ganz Deutschland für seine Zukunft viel Gutes erwartet, in einer gefühlten Ansprache an die Versammlung begreiflich zu machen, daß die Ihm heute zu Theil gewordene Auszeichnung nicht auf das zurückgeführt werden könne, was Er in Bonn gelernt, nicht auf Verdienste, die Er um die Wissenschaft erworben hätte. „Etwas aber, sagte Er, habe ich allerdings hier gelernt: daß wir nicht für die Schule, sondern für das Leben lernen sollen, und wenn es mir, in schwerer, bedeutungsvoller Zeit, vergönnt gewesen ist, mit vielen Andern zum Wohl des Vaterlandes zu wirken und schaffen zu können, so freue ich mich es hier aussprechen zu dürfen, daß Bonn es gewesen, welches hiezu mit den Grund gelegt. Denn hier war es, wo mein Blick auf Höheres hingelenkt, wo mir der Sinn für die geschichtliche Aufgabe unserer Zeit und unseres Vaterlandes erschlossen wurde. Wie sollte ich mich somit nicht Bonn dankbar verpflichtet fühlen!“

Nach Abschluß des Banketts, bald nach 5 Uhr, begab sich die ganze Gesellschaft in den Schloßgarten, wo der Kaffee servirt wurde. Dort ließ sich der Kronprinz durch den Rektor von Sybel die Deputirten der vertretenen deutschen Hochschulen vorstellen. Sein Sadowapfeisichen in dem Mund wußte er

mit jeder einzelnen Deputation etliche freundliche Worte auszutauschen. Diese Aufgabe war kein Spaß, denn sie dauerte zwei Stunden lang! Auch am Festcommerz, dem ein Fackelzug von 800 Studiosen voranging, nahm der gemüthliche Königssohn einen wirklich innigen, ja brüderlichen Antheil.

Der 4. August war der Tag der Ehrenpromotionen. Sie wurden alle von den in akademischer Amtstracht fungirenden Dekanen in lateinischer Sprache vorgenommen. Die langen aber gut motivirten Reden, sowie die Namen der Gekrönten dürfen hier gewiß übergangen werden. Der ganze Promotionsakt dauerte über zwei Stunden. Mit besonderem Wohlgefallen hörte ich bei diesem feierlichen Anlasse wieder die Stimme meines alten Hochschullehrers Prof. Dr. Hundeshagen, der als Dekan der theologischen Fakultät an diesen Promotionen Theil nahm. Ich fühlte mich beim Anhören dieses trefflichen Mannes in frühere Zeiten versetzt. Die Universitätsjahre in Bern tauchten wieder in meinem Geiste empor mit allen daranhängenden gemüthlichen und ungemüthlichen Erinnerungen. Die Erinnerung an diese wichtige, ernste Lebensperiode, die Studienzeit der Jahre 1842 — 1846, bemächtigte sich meiner und half mir unwillkürlich über das Langweilige des zu ausgedehnten Promotionsaktes hinweg. Wie aus einem Traume zog mich, nach Abzug aller Promotionen, die lateinische Invocation des Professors Eloquentiæ Dr. Heimsöth — die mit dem bedeutsamen Wunsche schloß: „ut has terras Rhenanas nunquam non Germanicas esse jubeat Deus!“

Einen würdigen, großartigen Abschluß fand das Jubiläumsfest durch die *Rheinfahrt nach Rolandsed.* Den Festgenossen bleibt dieselbe unvergeßlich, und noch in weiter Ferne senden sie ihren Dank den Bewohnern von Bonn, von Nonnenwerth, von Königswinter, von Mehlem und von

Blittersdorf. Hütten und Paläste, Villen und Dörfer, haben das Ihrige geleistet, um durch bengalische Flammen, Theertonnen und bunte Sampions eine Beleuchtung zu schaffen, wie sie fernhafter noch nirgends vorgekommen sein mag. Die beiderseitigen Rheinufer zwischen Bonn und Rolandseck, das Kloster Nonnenwerth und die romantischen Trümmer der ehemaligen Ritterburg auf dem Drachensfels haben in jener denkwürdigen Nacht einen Glanz erhalten, der selbst von dem milde auf sie herabschauenden Monde nicht beeinträchtigt werden konnte. Weithin war die ganze Stromgend einem großen Feuermeer vergleichbar. Prachtvoll! Prachtvoll! äußerten uni sono alle Stimmen. Alte Männer sah ich zu Thränen gerührt. Die schöne Frauenwelt, die auf unserm geschmackvoll ausgeschmückten Dampfer, unter Begleitung vorzüglicher Regimentsmusiken, mit uns den breiten, ruhig dahinfließenden Strom, heruntergleiteten, genoß in vollen Zügen das überwältigende Schauspiel; Jedermann war ergriffen, wie berauscht von dem Anblick. Der schönste Bericht würde hinter der Wirklichkeit zurückbleiben und mit vollem Rechte äußerte ein Bonner, der es gewagt, eine kurze, gewissenhafte Chronik des Gesehenen und Empfundnen der Nachwelt zu hinterlassen: Das Andenken an diese schönste aller Nächte wird jedem Theilnehmer unauslöschlich ins Herz geprägt sein! So ist es. Ein für Herz und Gemüth und Sinne vollkommeneres Fest, als das Jubiläumsfest zu Bonn, habe ich persönlich trotz vielen Welterfahrungen und Weltgenüssen noch nie und nirgends mitgefeyert. Ehre und Dank der edlen Bononia!

Bei tropischer Hitze verließ ich am 5. August das gastfreundliche Bonn und begab mich mit der überfüllten Eisenbahn nach Köln, wo im zoologischen Garten ein Nachfest sollte gefeyert werden. Auch dieses Fest, ein wahres Volksfest,

welches die ganze Nacht hindurch dauerte, gewährte dem Fremdling manchen neuen Reiz, doch ermüdet von allen Eindrücken der früheren Tage kehrte ich früh nach meinem stillen Kämmerlein zurück und vertauschte gerne bengalische Gartenbeleuchtung, Thierkäfige, Musik und Volksgewühl gegen einen festen, gesunden und stärkenden Schlaf. Der folgende Tag war dem Sehenswürdigsten in Köln, dem weltberühmten, nach und nach seiner vollendeten Restauration entgegengehenden Dome geweiht. Ein Abendzug führte mich noch nach dem gewerbreichen Berviers. Somit hatte ich Deutschland mit Belgien vertauscht.

Kein Land in Europa, selbst die Schweiz nicht, ist den Theilungsgelüsten großer Mächte so sehr ausgesetzt wie Belgien. Der Unabhängigkeitsfönn der wackeren Bevölkerung ist groß, es werden in dem kleinen, monarchisch regierten, aber großer Freiheiten sich erfreuenden Lande alle möglichen Anstrengungen gemacht, um eine weise, durch Agronomie, Industrie und Handel gesegnete Neutralität aufrecht zu erhalten; doch hörte ich auf meiner Durchreise, von Berviers nach Erqueline, nur tiefe Klagen über die Unhaltbarkeit belgischer Machtstellung. In Liège, Namur, und besonders in Charleroi, wo während meiner Anwesenheit Truppen requirirt werden mußten, um ernste Arbeiterunruhen zu verhindern, fand ich eine düstere Stimmung. Trotz aller Arbeit liegen Handel und Industrie darnieder, die Ausgaben für Militär und Festungen überschreiten das erlaubte Maaß, die Löhne der Arbeiter in den Fabrikstädten und in den zahlreichen Gruben werden immer mehr heruntergedrückt, fremder Einfluß macht sich durch geheime Agenten immer fühlbarer, so daß eine gefährliche Besorgniß unsicherer Zustände und unsicherer Zukunft die verschiedenen Schichten der Bevölkerung durchzieht. Ernste, wohlmeinende und gut unterrichtete Männer, mit denen ich mich da und

dort während meiner belgischen Durchfahrt unterhielt, äußerten dem Schweizer gegenüber ihre gerechten Zweifel über den langen Bestand der belgischen Monarchie.

Allzugerne hätte ich in dem schönen hochherzigen Belgien einen längern Aufenthalt gemacht, aber ich mußte in aller Eile fort, um über Paris und St. Malo nach den reizenden Gestaden der normannischen Inseln zu gelangen. Ich hatte gehofft und scheinbar gut berechnet, bei meiner Ankunft in St. Malo einen Dampfer vorzufinden, der mich in wenigen Stunden nach St. Hélier, meinem Bestimmungsorte, geführt hätte. Doch zu meiner Betrübnis mußte ich an jenem Tage des Schicksals Tücke erfahren. Im Augenblicke, wo ich das von der Stadt noch entfernte Stationsgebäude verließ, und mich nach dem Einschiffungsplatze begeben wollte, dampfte der mächtige Steamer aus dem Hafen heraus. So wurde ich auf drei Tage an St. Malo gebunden und hatte nun nichts besseres zu thun, als geduldig abzuwarten und mir einen passenden Gasthof aufzusuchen.

Mein erster Ausflug in der kleinen, zwar wohlhabenden aber düstern und traurigen Stadt, die dem heiligen Maclarius ihren Ursprung verdankt, die bald als Insel, bald als Halbinsel sich darstellt und je nachdem gerade Fluth oder Ebbe eintritt, überall mit schmutzigen Klippen umfaßt ist, auf welchen das Barch (eine Art Meergras) nach Herzenslust wuchert, — mein erster Ausflug richtete sich dem alten, ehrfurchtgebietenden Schlosse entlang, nach dem von Einheimischen und Fremden wimmelnden Badeplatz. Eine bunte Menge von Schaulustigen und Badenden aller Nationen und Zungen war daselbst versammelt. Zelte waren an Zelte gereiht und muntere Schaaren Erwachsener und Kinder plätscherten oder schwammen, oft einzeln, oft vereinigt, in den schönen salzigen Fluthen des atlantischen Oceans. Der Tag war herrlich, rein, klar

und warm, und allgemeine Heiterkeit und Lebenslust gab Zeugniß von der labenden und stärkenden Wirksamkeit des mächtigen Elementes. Die Tracht der Badenden ist freilich sehr unbefriedigend, ich möchte sie beinahe störend nennen. Die hochlöbliche Polizei hat nämlich hier, wie anderswo an den nordischen Gestaden Frankreichs, eine allzufürsorgliche Wachsamkeit entwickelt. Der vorgeschriebene Badeanzug, der nicht nur aus längern dunklen Hosen, sondern auch zur Bedeckung des Oberleibes aus einem unpoetischen Wamse besteht, ist mit Recht von satyrischen Federn als unpraktisch und unschön angegriffen worden. Gewichtige Gründe mögen jedoch zu dieser scheinbar allzugroßen Strenge geführt haben. Auffallend ist es freilich, daß die Bestimmungen der Polizei sich eigentlich nur auf den Badeplatz der Fremden erstrecken, während an vielen andern Orten um die Stadt herum das Maluinenvolk dieselben vollständig zu ignoriren scheint. — So einladend war das Meer, so erfrischend die Seeluft, daß ich während meiner dreitägigen Gefangenschaft in St. Malo, beinahe so viele Stunden des Tages im Wasser als außerhalb desselben zugebracht habe. Ein herrlicher Appetit, ein heiterer Humor, ein gesunder Schlaf, waren die Wirkungen dieses nicht genug zu preisenden Lebensgenusses. — Dem Badeplatz gegenüber gegen Norden zu, durch Klippen während der Ebbezeit mit dem Festlande verbunden, erhebt sich eine kahle, trozig ins weite Meer hineinschauende Felsinsel, die als Begräbnisort Chateaubriand's in neuester Zeit unter dem Namen Grand-Bé eine gewisse Berühmtheit erhalten hat. Lange vor seinem Lebensende hatte der in St. Malo geborene große Dichter den Wunsch geäußert, „im Tode da zu ruhen, wo er sein irdisches Leben angefangen.“ Schon im Jahre 1828 schrieb Er an den Magistrat seiner Geburtsstadt: „Er erbitte sich auf der westlichen Spitze des Grand-Bé ein Stückchen

Erde, gerade groß genug, um einen Sarg daselbst aufstellen zu können. „Ich werde, so schloß seine Bittschrift, diese Felscholle segnen und mit einem Eisengeländer umgeben lassen. Dort, wann es Gott gefällt, werde ich ruhen unter dem Schutze meiner Mitbürger.“ Sein Wunsch sollte im Jahre 1848 in Erfüllung gehen. Sein Todestag war der 4. Juli, 14 Tage später wurde der Sarg des berühmten Mannes aus der Gruft der Kirche der Missions étrangers zu Paris hervorgezogen, und unter Begleitung von Verwandten und Freunden nach St. Malo gebracht. Die kirchliche Feierlichkeit wurde in der alten, aus dem vierzehnten Jahrhundert herstammenden, mitten in der dunklen Stadt gelegenen Kathedrale, vorgenommen. Von dort aus zogen vier schwarze Kofse den Katafalk durch die engen Straßen bis zum Meer. Dort angelangt übernahmen maluinische Matrosen die theuren Ueberreste und brachten sie auf ihren Schultern über die felsigen Klippen hinüber an den letzten, auserlesenen Bestimmungsort. Eine ungeheure Menschenmenge war dem Zuge gefolgt. Zu Wasser und zu Land sendeten die aus allen Theilen der Bretagne herbeigeeilten trauernden Verehrer dem Dichter ihre letzten irdischen Grüße zu. Mit allem Glanze öffentlicher Anerkennung wurde Chateaubriand in das ersehnte Grab gebracht.

St. Malo, das gegenwärtig 10,000 Einwohner zählt, darf sich übrigens, trotz seines kleinen Umfanges, noch anderer, in der Geschichte Frankreichs durch Kriegsrühm, durch Wissenschaft, durch Beredtsamkeit und vaterländische Aufopferung ausgezeichnete Männer rühmen. Hier ist die Geburtsstätte von Maupertuis, von Duguay-Trouin, von Jacques Cartier, von La Bourdonnais, von Lametrie, von Surcouf, von Brouffais und von Lamennais

zu suchen! Fürwahr eine glänzende Gallerie von Berühmtheiten für eine so winzige, düstere Stadt! Im Rathhause, dessen Fassade mit einem griechischen, von vier dorischen Säulen getragenen Porticus geziert ist, findet sich deshalb auch eine Art von Pantheon, eine Sammlung von Gemälden und Porträts, die den künftigen Geschlechtern zur Aufmunterung und Dankbarkeit dienen sollen. Unter den historischen Gemälden sind besonders „die Entdeckung Canada's durch Jacques Cartier und die Einnahme Rio de Janeiro's durch Duguan-Trouin zu nennen. und unter die besten Portraits gehören das von Chateaubriand, von Girodet gemalt, und das vom Arzte Brouffais, ein Geschenk seiner Wittwe. Nicht zu übergehen ist ein im Hintergrunde des Saales in Marmor gearbeitetes Basrelief von Tenerani; es stellt das Märtyrertum Eudor's und der Gynodocée dar.

Es ließen sich aus der denkwürdigen Geschichte St. Malo's viele Züge erwähnen, die dauerndes Interesse darbieten. Aus einer Einsiedelei, wo der alte Aron, der Legende nach, den armen heidnischen Fischern predigte, wurde nach und nach durch die Bemühungen des vor den Sachsen fliehenden Mac-Law (=Maclarius-Malo) eine Ortschaft, die später, von hohen Wällen und tiefen Gräben umringt, zu einer Stadt heranwuchs, die Jahrhunderte lang den gefährlichsten Feinden zur See und zu Land trotzig und kühn zu widerstehen vermochte. Die abenteuerlichen See- und Raubzüge der Maluinen spielen in den Chroniken Englands und Frankreichs eine bedeutende Rolle. Der Raum fehlt uns aber, die ergreifenden Annalen dieses atlantischen Tyrus, das so lange seine Unabhängigkeit, seine von Herzogen und Königen verbrieften Rechte in der stets aufgeregten Zeit des Mittelalters zu wahren wußte, näher zu berücksichtigen; tragischen und komischen Stoff bietet

diese alte, bis ins 6te Jahrhundert hinaufreichende Stadt in Fülle dar.

Im 17ten und 18ten Jahrhundert stieg der merkantile Wohlstand St. Malo's auf einen so hohen Grad, daß dem König Ludwig dem Vierzehnten dreißig Millionen Livres vorgestreckt werden konnten, eine Summe, die nie zurückerstattet wurde, ebensowenig als die zweiundzwanzig Millionen unter Ludwig dem Fünfzehnten. Gegenwärtig ist von diesem blühenden Handel nur noch der Ertrag des Stockfischfanges übrig geblieben. Die einst so stolze Stadt muß sich in unsern Tagen fast nur mit einem Scheinleben begnügen. Ob sie durch ihre projektirte Verbindung mit dem naheliegenden St. Servan, durch Kanal- und Hafengebauten, zu neuer Blüthe gelangen wird, bleibt der Zukunft vorbehalten.

Napoleon der Dritte besuchte St. Malo im Jahre 1858. Man erzählt über seine Gegenwart daselbst folgende authentische Geschichte: Als der Kaiser und seine Gemahlin Eugénie dem Bankette, das zu ihren Ehren im Rathhause veranstaltet wurde, beiwohnten, richtete die Kaiserin an ihren geistlichen Nachbarn die Anfrage, „ob er als Vertreter der Stadtgeistlichkeit keinen besondern Wunsch zu äußern habe?“ Wohlwollend unterstützte der Kaiser mit freundlichen Worten diese Anfrage. Sire, antwortete der Pfarrer, unsere Hauptkirche hat keinen Thurm. „In der That, sagten gemeinsam die Monarchen, wir haben nichts derartiges in St. Malo gesehen.“ Napoleon ließ 40,000 Fr. zu diesem Zwecke bei seiner Abreise überhändigen! Die Stadtgemeinde wußte eine ähnliche Summe aufzubringen, und so konnte durch die Bemühungen des Architekten Frangeul der jetzt vollendete Kirchturm mit seiner eleganten Spitze erbaut werden.

Das mächtigste von allen maluinischen Gebäuden bleibt immerhin das alte Schloß, dessen alterthümliche Thürme der

Krystallisationskern mancher Sagen und Legenden geworden sind. Der merkwürdigste derselben ist der gegen Ende des 15ten Jahrhunderts auf Geheiß der Herzogin Anna (der Wittwe Karls des Achten) hergerichtete Thurm. Der damalige Bischof sprach über die begonnenen Arbeiten den Bann aus. Die Herzogin, um sich zu rächen, entzog dem Klerus der Stadt seine bis dahin unangetasteten Privilegien, emancipirte die Einwohner und um dem bischöflichen Gegner ihre Mißachtung noch begreiflicher zu machen, ließ sie in verschiedene Mauerplatten hinein mit gothischer Schrift folgende Worte eingraben.

Quic en grogne
Ainsi sera :
C'est mon plaisir.

Diese Worte wurden auf Verlangen der Bürger zur Zeit der großen Revolution auf immer beseitigt. Der Thurm aber, einer der vielen, trägt noch bis auf den heutigen Tag den Namen Quic-en-grogne. Er liegt dem früher erwähnten Badeplatze zunächst und schaut noch drohend auf Stadt und Umgegend herab!

Ich kann von St. Malo nicht scheiden, ohne noch eines sonderbaren Ereignisses Erwähnung zu thun.

Jahrhunderte lang (von 1155 bis 1770) herrschte in St. Malo ein Gebrauch, der vielleicht nirgends vorgekommen ist, nämlich die Existenz einer Hundegarde zur Bewachung der Stadt. Die Hunde wurden in der Nachtzeit losgelassen und stöberten in den Festungsgräben, ihrer 24 an der Zahl, als Wächter herum. Wehe dem Wanderer oder dem Unbedächtigen, der nach Thoreschluß in der Umgegend sich verirrte; er wurde angegriffen und oft zerfleicht. Im Jahre 1770 wollte ein junger Offizier den Durchgang ertrogen; der Kühne wurde von den Hunden zerrissen! — Der Stadtrath hob die

alte Verordnung auf und ließ die Hunde vergiften; seither ist dieser schreckliche Brauch, auf den eine bekannte Strophe hinweist, als abgeschafft zu betrachten. Die Strophe lautet :

„Bon voyage, cher Dumollét,
A St-Malo débarquez sans naufrage.“

Rascher als ich geglaubt und zuletzt gewünscht hätte, waren die drei Tage in St. Malo verstrichen; gerne hätte ich Streifzüge nach Cancale, Châteauneuf, Dol, Mont St. Michel, Dinard und Dinan, die mir von meinen Reisegefährten mit Entzücken geschildert wurden, unternommen; es war zu spät, das Schiff, das mich nach St. Hélier befördern sollte, war in den Hafen eingelaufen und ohne Zögerung versicherte ich mich der Ueberfahrt.

Welch ein Abstand zwischen St. Malo und St. Hélier! Als unser Dampfer, die Bretagne, nach sechsstündiger Arbeit, vom schönsten Wetter begünstigt in den künstlich gebauten, weiträumigen herrlichen Hafen von St. Hélier einfuhr, da schien es mir, als wäre ich weit, weit von den Küsten Frankreichs entfernt. Hafen, Stadt und Landschaft boten ein so ruhiges, freundliches, ja liebliches Bild dar, daß ich unwiderstehlich von einer Stimmung ergriffen wurde, die, hätte ich sie poetisch wieder zu geben vermocht, unbedingt ein Hymnus auf Großbritannien's Macht und Schönheit geworden wäre. Die maritime Bedeutung des seefundigen Albion leuchtet nicht blos aus der Zahl seiner Schiffe hervor, sondern auch aus der Reinlichkeit, Ordnung und Zweckmäßigkeit seiner Hafenbauten und trefflichen Einrichtungen und Anstalten,

wie sie einer ächten Seestadt, wenn dieselbe nach jeder Richtung hin aufblühen soll, zukommen müssen. Selbst die nöthigen Kastelle und Befestigungen sind so passend, weise und mit Geschmack angelegt, daß die Naturscenerie nur wenig darunter zu leiden hat. Corfu, Malta, Gibraltar, Quebeck sind die schönen Belege hiefür. Auch St. Hélier genießt in hohem Grade diesen Vorzug. Alle brittischen Häfen, die ich auf längern Reisen zu sehen Gelegenheit hatte, trugen das gleiche Gepräge von Wohlstand, Sicherheit, ausgezeichneter Sauberkeit und Ruhe. Nur eine fein berechnende, praktisch erfahrene und mit ungeheuren Mitteln ausgestattete Nation kann so Großartiges schaffen. Nichts zeugt von Vernachlässigung oder Verfall; überall reges Leben, reger Handel und reger Schiffbau. Die Seemacht Englands steht noch ungebrochen da.

Der Hafen von St. Hélier, welcher durch Strandbatterien und durch die Kanonenreihen des Elisabethcastells und des Regentsforts hinlänglich geschützt ist und noch dazu seine natürliche Vertheidigung in den zahlreichen gefährlichen Klippen findet, die in weitem Umkreise bis nach Frankreichs Küsten sich ausdehnen und bei stürmischer See nur von sehr erfahrenen Lootsen umfahren werden können, ist verhältnißmäßig neu. Noch vor 150 Jahren war hier nur ein sogenannter Schlupfhafen, wo Fischerboote kaum einen genügenden Schutz finden konnten; jetzt dehnen sich zwei gewaltige Hafendämme und ein breites, mit Docks und Schiffswerften versehenes tiefangelegtes Bassin aus, wo ein Mastenwald großer Seeschiffe einen sichern Ankergrund findet. Wer aber hat dieses großartige Werk geschaffen? Hat die brittische Regierung vielleicht, aus dem Ueberschuß ihrer unerschöpflichen Hülfquellen, Tausende von Pfunden ausgeworfen, um diesen, besonders in Kriegszeiten so wichtigen Hafen in der Nähe

Frankreichs zu besitzen? Nicht einen Schilling hat die englische Regierung ausgegeben. Mannhaft, aufopferungsvoll haben die Einwohner von Jersey sich zusammengethan und haben durch Vermittelung ihrer Lokalbehörden das Werk begonnen und ausgeführt. Die Hafengelder und ein kleiner Eingangszoll auf geistige Getränke reichen hin, um jährlich 5000 Pfd. St. für den Unterhalt der neuen Schöpfungen zusammenzubringen. Und so steht er da, dieser Hafen, aus welchem nach allen Regionen der Erde Schiffe ausgehen; er steht da, ein belehrendes Beispiel dafür, was Wenige, aber mit vereinten Kräften, auszuführen im Stande sind! Es hätte vielleicht eine günstigere Dertlichkeit auf der Insel gewählt werden können, da tiefere Buchten vorhanden sind; doch die Centrallage, die Bevölkerung und Fruchtbarkeit der an St. Hélier grenzenden Distrikte haben die endgültige Wahl beeinflusst und zum Abschluß gebracht. Stadt und Hafen von St. Hélier liegen auf der mittleren Südseite der großen Bay von St. Aubin und gewähren dem ankommenden Fremdling einen überraschenden Anblick.

Beim Landen fiel mir die wohlthuende Stille auf, die bei aller Geschäftigkeit eines bedeutenden Verkehrs am Ausschiffungsorte, trotz der zuschauenden Menge und der zahlreichen Fiacres, Omnibus und Gepäckfarren, zu finden war. Alles war geregelt, streng geordnet, Alle zuvorkommend, keine Paßplackereien und keine Ueberforderungen der Dienstbeflissenen. Ernst, würdig wurde Alles abgemacht und in der kürzesten Frist konnten die Passagiere der Bretagne ihre gewünschten Quartiere und Gasthöfe ausfindig machen. Ein sehr mäßiger Tarif wird für das Tragen des Gepäcks festgestellt.

An Gasthöfen ist in der 30,000 Einwohner zählenden Hauptstadt von Jersey kein Mangel. Der schönste, aber auch theuerste von allen ist unbestritten das in einem Parke gelegene

Hotel Imperial. Ein Sybarit findet daselbst, sofern seine Börse reichlich ausgestattet ist, die feinste Auswahl von Speisen und Getränken und die vollkommensten Einrichtungen, dazu noch herrliche Aussicht und Militärmusik. Aus pekuniären Rücksichten und auf Wunsch einer trefflich ausgewählten Gesellschaft Pariser Herren und Damen, deren Bekanntschaft ich in St. Malo gemacht, kehrte ich in den etwas bescheideneren Gasthof Europa ein und fand daselbst ein ungenügendes, dunkles Quartier, aber einen guten, billigen Tisch. Die vorherrschende Unsauberkeit und der Mangel an guter Bedienung hätten mich nach kurzem Aufenthalte wohl von dort vertrieben, wenn nicht der heitere Humor und die Lebensfreundlichkeit meiner neuerworbenen Freunde mich daselbst gefesselt hätten. Ich habe selten eine so ausgesuchte, so homogene Gesellschaft gefunden. Wir lebten wie eine Familie zusammen. Jeder kam dem Andern in artigster Weise zuvor; nicht die geringste Discordanz, trotz sehr verschiedener Anschauungen, trat während unseres Zusammenlebens hervor. Freier, vollkommener Herzensaustausch und Gedankenaustausch war möglich, und nur mit Rührung denke ich an die schönen Stunden zurück, die mir damals zu genießen vergönnt waren. Als wir, nach beendigter gemeinschaftlicher Besichtigung der reizenden Insel, von einander scheiden mußten, da wurde für uns Alle die Trennung schwer. Da die Zusammensetzung einer solchen Gesellschaft, die doch ganz unerwartet sich gebildet hatte, nur selten zu Stande kommen wird, so möchte ich dem Jerseybesucher statt des erwähnten Hotel de l'Europe einen anderen, besseren Gasthof, den ich auch in den letzten Tagen meines Aufenthaltes kennen gelernt habe und wo ich gute Pflege in krankem Zustande gefunden, empfehlen. Es ist dies das Marine-Hotel (auch Alexandra und Eugenie genannt) auf der Esplanade. Der Besitzer, Herr Jewell, thut sein Möglichstes,

um seine Gäste zuvorkommend und säuberlich bedienen zu lassen; die Zimmer sind gut, die Speisung trefflich, die Aussicht auf die Bay von St. Aubin großartig, wozu noch der Vortheil kommt, daß im Hotel selbst vorzügliche Badeeinrichtungen zu finden sind.

Die erste Besichtigung von St. Hélier machte auf mich einen günstigen Eindruck. Die Stadt trägt ganz den Charakter einer englischen Provinzialstadt und wäre die französische Sprache nicht so maßgebend im gewöhnlichen Verkehr, so würde man sich ganz nach dem eigentlichen England versetzt glauben. Sie beherbergt beinahe die ganze Hälfte der Inselbevölkerung. Ihr Wachsthum war ein langsames. Im Jahr 1789 hatte sie nur 3 bis 4000 Seelen. Doch von jener Zeit an hat sie einen raschen, merkwürdigen Aufschwung genommen, dessen Ursachen wir später zu erwähnen haben. Jetzt steht sie umfangsreich da, und erfreut sich einer sichern, stets gesteigerten Wohlfahrt. Ihre Blüthezeit jedoch war die Periode der großen continentalen Bedrängniß von 1789 bis 1816. Die Straßen der Stadt sind freundlich, etliche mit niedlichen Häuserreihen und Villen besetzt, die Kaufmannsläden theilweise glänzend. Ein erfreuliches Zeichen für den intellektuellen Wohlstand St. Héliers sind die zahlreichen, eine treffliche Auswahl englischer und französischer Werke enthaltenden Büchermagazine. Ich fand daselbst Bücher aufgeschichtet, die andermwärts nur schwierig zu erhalten sind und zu deren Kauf man sehr billig gelangen kann. Die pharmaceutische Kunst ist stark vertreten, und herumwandernde homöopathische Apotheker beweisen, daß hier keine medizinischen Vorurtheile herrschen. Die öffentlichen Gebäude sind zwar zahlreich, haben aber kein imposantes Aussehen, die militärischen Bauten ausgenommen. Das allgemeine Krankenhaus, mit dem zugleich eine Irrenanstalt verbunden ist, nebst einer Armenherberge, —

liegt am Westende der Stadt. Die Vereinigung dieser drei Wohlthätigkeitsanstalten zur Vinderung des menschlichen Elendes scheint hier keine Schwierigkeiten darzubieten. Die Privatmildthätigkeit hat hier Alles geschaffen, und die 350 Unglücklichen, die an diesem Orte untergebracht sind, erhalten ihre nöthige Unterstützung aus der Hand von Privaten und Vereinen, die durch Ausschüsse in geregelter Verwaltung die Liebeszwecke verwirklichen. Die Inselregierung beansprucht nur die oberste Leitung. In der Nähe des Hospitals erhebt sich das Gefängniß von ziemlich gutem Aussehen. Früher wurden die Gefangenen im Schlosse Mont-Orgueil untergebracht; da jedoch die 5 Meilen weite Entfernung vom Gerichtshof viele Nachtheile darbot, entschlossen sich die Stände, durch ein Anlehen ein eigenes Gebäude herrichten zu lassen. Die Verwaltung des neuen, eleganten Gefängnisses soll nicht immer eine musterhafte gewesen sein, ja es kam noch vor etlichen Jahren vor, daß die Wärter, weil schlecht bezahlt, durch Verkauf von Spirituosen an die Gefangenen einen Handel einleiteten, der zu groben Mißbräuchen führte. Nebenbei gesagt, kommt in diesem Gefängniß (in Charing-Groß) noch die Prügelstrafe vor! — Beinahe mitten in der Stadt fällt ein ziemlich stattliches Haus auf. Wir stehen vor der öffentlichen Bibliothek, deren Begründung dem trefflichen Historiker Falle zu verdanken ist. Dieser würdige Mann, ein Caplan Wilhelm's III., der in hohem Alter (1742) gestorben ist, hat sich bei seinen Mitbürgern einen bleibenden Ruhm zu erwerben gewußt. Seine Stiftung hat durch Rev. Daniel Dumaresq († 1805) eine ziemliche Erweiterung erfahren und soll besonders für das Studium der Kirchengeschichte und der neuern Sprachen treffliche Hülfquellen darbieten. Es wäre nur dieser Bibliothek ein größeres Gebäude zu wünschen; das jetzige reicht nicht mehr aus. Der Bibliothekar, der seine

Wohnung im Gebäude selbst hat, wird von den Landständen gewählt, erhält aber nichtsdestoweniger eine unzulängliche Besoldung. Das Amthaus, auch Cohue royale genannt (ob vom lateinischen coeo abzuleiten?), auf dem Royal Square erbaut, darf nicht übergangen werden. Wie es jetzt dasteht, wurde das Gebäude unter der Regierung Georgs III. errichtet und kann geschmackvoll genannt werden. Hier versammeln sich zeitweilig die Staatendeputirten, oder L a n d s t ä n d e, ohne deren Einwilligung keine Abgaben erhoben und nichts unternommen werden kann, was auf das gemeine Wohl Bezug hat. Diese Landstände bestehen aus 36 Personen, aus den 12 Richtern, den Pfarrern der 12 Kirchspiele und den 12 Connetables. Der Lieutenant-Baillif präsidirt sowohl den Gerichtshof als auch die Versammlung der Landstände; den Sitzungen der letztern wohnt der Lieutenant-Gouverneur bei, der zwar keine Stimme, aber doch das Recht des Veto hat. Er ist der Vertreter der königlichen Majestät. Hier versammelt sich auch der hohe Gerichtshof und werden die öffentlichen Archive aufbewahrt.

Ob schon Jersey eine sehr fromme Bevölkerung hat, die im Allgemeinen theatralischen Vorstellungen abhold ist, so hat sich doch vor nicht sehr langer Zeit eine dramatische Gesellschaft gebildet; es wurde aus Privatmitteln ein kleines hübsches Theater errichtet, das sehr zweckmäßig ausgestattet ist und wo Schauspieler aus England und Frankreich sich sehen und hören lassen. Das Theater ist in der Mitte des Crescent gelegen und kann eine Bierde der Stadt genannt werden. Auf den ersten Blick fallen dem Fremden die saubern Marktplätze (the markets) der Stadt höchst angenehm in die Augen. Für Verkauf von Fleisch, von Vegetabilien zc. sind eigene Märkte und Markthallen eingerichtet, die wirklich Bewunderung verdienen. Es gibt einen besondern Markt für

Rindfleisch, für Fische, für Geflügel, für Schweine, und diese Märkte sind so reinlich gehalten, daß man unwillkürlich Vergleichen anstellt und diese zweckmäßigen Einrichtungen auch seiner lieben Heimat wünschen möchte. — Bern könnte hier etwas lernen. — Die Marktpreise sind nicht übermäßig, ja man kann sagen, daß die Victualien, die in ihrer Auswahl trefflich sind, weniger hoch zu stehen kommen als in Bern. Die besten und feinsten Weinsorten kann man auf dieser glücklichen Insel noch billiger erhalten, als in der Schweiz, hingegen ist die nothwendige Korneinfuhr aus dem Norden Europa's ein großer Uebelstand.

Sollen wir uns aber in unserer Darstellung nur mit materiellen Dingen befassen? — Auch auf dem Gebiete des Geistes hat Jersey Manches aufzuweisen, das der Berücksichtigung des gewissenhaften Fremdlings werth ist. Wer kirchliche und pädagogische Zwecke verfolgt, hat hier ein weites Feld der Forschung. Bei der absoluten Glaubens- und Lehrfreiheit, die auf dieser, in der Civilisation weit fortgeschrittenen Insel ihre praktische Geltung gefunden haben, lassen sich manche Erfahrungen sammeln, die in andern Ländern, zumal auch in unserer helvetischen Heimat, verwerthet werden können.

Das Christenthum wurde schon frühzeitig nach Jersey und überhaupt nach den Kanalinseln gebracht und verdrängte das mächtige Druidenthum. Druidische Ueberreste finden sich noch an manchen Vertlichkeiten. Sie werden *Boquelayes* genannt (aus dem feltischen *pouqua* oder *pouqui* = Fee und aus *lech, leh, lee* = platter Stein zusammengesetzt, also Feen- oder Geistersteine) und werden in so großer Zahl gefunden, daß man die Ueberzeugung gewinnt, daß Jersey ein Hauptsitz der Druiden und ihres mysteriösen Kultus, bei dem selbst Menschenopfer nicht gescheut wurden, gewesen

sein muß. Am 12. August 1785 fanden Arbeiter, die mit der Säuberung des Stadtberges (Town Hill) — wo ein Fort, das jegige uneinnehmbare Regentzfort mit seinen gewaltigen Bastionen, Glacis, Gräben, bedeckten Gängen und Kriegsmagazinen sich erhebt, ein Fort, das Hafen und Stadt beherrscht und beschützt und nicht weniger als 25 Millionen gekostet hat — beschäftigt waren, ein wohlerhaltenes Druidenheiligthum. Die Landstände machten dem damaligen Gouverneur der Insel, General Conway, ein Geschenk damit und dieser hatte nun nichts Eiligeres zu thun, als bruchstückweise diese merkwürdigen Ueberreste nach seinem Schlosse (im Berksshire) hinüberführen zu lassen. Das wieder hergestellte Druidenheiligthum soll sich noch gegenwärtig daselbst vorfinden. Es muß an jenen äußersten Gestaden des alten Galliens zwischen Druidenthum und Christenthum ein lange dauernder schwerer Kampf stattgefunden haben. Wenn auch aus politischen Rücksichten die römische Staatsgewalt Schritt für Schritt, von den Eroberungen Cäsars an bis zur Zeit der fränkischen Invasionen, dem Druidenthum, der Nationalreligion der keltischen Gallier, hart zusetzte und nach gänzlicher Aufhebung desselben trachtete, so war doch diese festgewurzelte Druidenmacht nur langsam zu überwinden, und es konnten die ersten christlichen Sendboten, die besonders aus England und Irland sich einstellten, nur unter vielen Entbehrungen, Beschwerden und Opfern dem Kreuze den Sieg verschaffen. Die Sachsenzüge waren ein Mittel, mehrere dieser wackern missionirenden Christen, die vor der Verfolgung in England flüchten mußten, nach den Kanalinseln zu bringen. Gar manche brittische Heiligennamen kommen in der christlichen Urgeschichte dieser Inseln vor. Es würde uns zu weit führen, die rührenden Legenden, die mit der Ausbreitung des Christenthums in unmittelbarem Zusammenhange stehen und die ein schönes

Zeugniß für vergoffenes edles Märtyrerblut ablegen, zu erwähnen; nur so viel sei bemerkt, daß die jetzige Eintheilung der 12 Parochialkirchen in Jersey auf alte Gebetsorte und Kapellen hinweist, wo christliche Sendboten gewirkt und durch heiliges Leben und, wo es nöthig war, durch muthigen Opfertod der erlösenden Wahrheit Zeugniß gegeben haben. Im Laufe der Zeit sind diese alten, sehr primitiven Kapellen zu Grunde gegangen, mit Ausnahme einer einzigen, der Fischerkapelle zu St. Brelade, oder sie sind in bessere Gebäude, selbst in stattliche Kirchen umgewandelt worden. Wenn wir nun den Heiligen- und Märtyrerkalender Jersey's übergehen, so darf dies doch nicht geschehen, ohne des Schutzpatrons, welcher der Stadt St. Hélier den Namen gegeben, wenn auch nur mit wenigen Worten, gedacht zu haben. Seine Bedeutung für Jersey ist zu groß, als daß man diesen edlen christlichen Mann vergessen dürfte.

Vor nicht ganz tausend Jahren lebte, so erzählt die Sage, auf einer einsamen Felseninsel, wo gegenwärtig das an historischen Erinnerungen reiche Elisabethcastell sich erhebt, ein frommer Mann, Namens Helerius, der weithin durch heiligen Lebenswandel und apostolische Predigt wirkte. Als ums Jahr 880 die Normannen ihre verheerenden Raubzüge nach den Gestaden Jersey's unternahmen, da geschah es auch, daß sie in ihrer unbändigen Wildheit den frommen Einsiedler in seiner Zelle erschlugen. Noch werden dem die grottenartige Einsiedelei besuchenden Fremdling, sofern derselbe mit gläubiger Phantasie geboren ist, die Blutspuren nachgewiesen, die sich auf dem steinernen Kopfkissen des Märtyrers vorfinden sollen. Ein Nachkomme des Mörders, ein normannischer Edelmann, Guillaume Hamon mit Namen, ließ zur Sühne der Frevelthat im Jahr 1125 eine Abtei errichten, die, in der Nähe der Einsiedelei, eine weitverbreitete Berühmtheit

erlangt hat. Die Abtei hieß St. Hélier. Wie alles Irdische, hatte diese Abtei, deren kirchliche Annalen mit denen der Normandie in enger Verbindung stehen, ihre Blüthezeit und ihren Verfall. Im Jahr 1586 wurde auf Geheiß der Königin Elisabeth an der Stelle der gesunkenen Abtei ein Castell errichtet, weil man glaubte, daß von hier aus am besten Hafen und Stadt St. Hélier durch Anlegung militärischer Anstalten und Befestigungswerke gedeckt sein würden. Es erhielt den Namen der Gründerin, wurde aber erst im Jahre 1670 beendet. Das Schloß, am südwestlichen Eingange des Hafens, sieht zwar sehr stattlich aus, und kann in der ganzen Scenerie der großen Bucht St. Aubin romantisch-schön genannt werden; doch ist der eigentliche Zweck dieses weiträumigen, in Friedenszeit nur schwach besetzten Castells wegen der fortschreitenden Verbesserung der Artilleriegeschosse als ein verfehlter zu bezeichnen, weshalb auch das Regentsfort auf dem Stadtberge errichtet werden mußte. Elisabeth castle wird von den durchreisenden Engländern viel besucht. Carl II. und sein Bruder Jacob haben einen längern Aufenthalt daselbst gemacht. Merkwürdig ist die Anhänglichkeit der Bewohner von Jersey an den unglücklichen Carl. Hier wird er noch als ein Wohlthäter betrachtet und das Volk ehrt sein Andenken durch treue Liebe. Es gibt vielleicht kein anderes Stück englischer Erde, wo dieses vorkommen mag. Mit Recht könnten die Kanalinseln Loyalitätsinseln genannt werden. Ihre ganze Geschichte, seit ihrer definitiven Vereinigung mit England, ist ein continuirlicher Beweis hiefür. Die im Castell vorgenommenen Veränderungen haben so ziemlich alle Ueberbleibsel der alten Abtei unkenntlich gemacht. Dafür werden dem Reliquienfreund Lederstiefel Carls II. vorgewiesen. — Die eigentliche Militärmacht der Insel ist unter der Leitung dieses Königs etwas umgestaltet worden. Die allgemeine Wehrpflicht

wurde zwar beibehalten und jeder männliche Bürger, der das militärische Alter erreicht hat, muß in der Miliz dienen. Diese Verpflichtung dauert bis zum 65. Jahre. Aber während früher die Landwehr, die 5000 Mann zählte, nach Parochien eingeschult und eingetheilt war, wurde sie unter Carl II. in 5 Regimenter zusammengefaßt. Diese dienten früher ohne Sold und bis zum Jahr 1780 gab die Regierung nicht einmal die Kleidung für sie her. Ein eigenes Privilegium ist dieser Landwehr geblieben; sie darf nämlich unter kein Kriegsrecht gestellt werden. Als der Gouverneur General Andrew Gordon im Jahr 1803 den Versuch machte, dieses Privilegium provisorisch zu beseitigen, weil damals eine französische Invasion zu befürchten war und er es für seine Pflicht hielt, die strengsten Maßregeln zu treffen, da entstand eine Art von Revolution und die versammelten Landstände mußten dem Volkswillen nachgeben! Neben der Landwehr sind nur in den Forts reguläre englische Truppen zu finden und zwar in so geringer Zahl, daß sie den Einwohnern keine Furcht einzuflößen brauchen. Befehlshaber der ganzen Landwehr und aller Streitkräfte ist der jeweilige Lieutenant-Gouverneur.

Die Reformation hat sich frühzeitig über die Kanalinseln verbreitet. Noch vor Ableben Heinrich's VIII. hatte sie schon tiefe Wurzeln gefaßt. Die Reformprediger waren anfangs meist französisch-reformirte Geistliche, welche Lehre und Kirchendisziplin nach dem Muster Calvin's und seiner Anhänger durchzuführen suchten; doch mußten schon die Rätthe der Königin Elisabeth im Jahre 1565 es dahin zu bringen, daß ein Dekret erlassen wurde, in Folge dessen die Parochier dem Anglicanismus huldigen mußten. Die Gemeinden wurden als Episcopatgemeinden unter die Obedienz des Bisthums Winchester gebracht und sind seither in dieser Connexion geblieben. Wer sich nicht an diese Kirchenform anschließen wollte,

hatte die freie Wahl irgend einer andern Kirchengemeinschaft. So ist es gekommen, daß gegenwärtig neben der dominirenden anglikanischen Kirche zahlreiche, zum Theil blühende Dissentergemeinden englischer und französischer Zunge zu finden sind. So haben die Baptisten, die Independenten, die Wesleyaner, die Congregationalisten, die Anhänger des neuen Jerusalem, die französischen Reformirten und die Römisch-Katholischen in St. Hélier allein, und zwar mit eigenen Mitteln, recht niedliche Kapellen und Gebethäuser zu errichten gewußt. Selbst Straßenprediger sind nicht verpönt, und es herrscht nach Alledem, was ich sehen und erfahren konnte, unter den verschiedenen, so zahlreichen christlichen Sekten, trotz regen Eifers, eine schöne, noch anderswo zu erwünschende Duldung. Ueberhaupt sind die Normannischen Inseln, und besonders Jersey, von jeher eine Zufluchtsstätte gewesen für kirchlich und politisch Bedrängte und Verfolgte. Sie haben hier ein Asyl gefunden, das in der Kulturgeschichte der Menschheit eine Ehre nennung verdient! Während selbst Bern nach der Aufhebung des Ediktes von Nantes (1680) nicht den Muth hatte, eine größere Zahl emigrirender Protestanten aufzunehmen, aus allzugroßer Furcht vor dem Könige Frankreichs, hat Jersey es als eine Pflicht betrachtet, Schaaren der Verfolgten einzubürgern. Ausgezeichnete Familien, die für den Wohlstand der Insel Vorzügliches geleistet haben, sind zu jener Zeit daselbst eingewandert. — Die Schreckensperiode der großen französischen Revolution und die darauf folgenden Kriegsjahre haben ebenfalls ein bedeutendes Contingent von Emigrirten nach Jersey gebracht, wo sie gastliche Aufnahme fanden. Es sollen 5000 auf einmal daselbst gezählt worden sein!

Eine Insel, die so entschieden für kirchliche und politische Freiheit in die Schranken getreten ist, mußte auch für die

Entwicklung guter Schulen sorgen. Auch auf diesem Gebiete ist St. Helier, die Hauptstadt, vorangegangen und hat bewiesen, daß eine intelligente, gutgesinnte Bevölkerung, auch ohne große Staatsunterstützungen und ohne pädagogische Lehrmethoden nach chinesischem Schnitt, etwas Tüchtiges zu leisten vermag. Es gibt treffliche Lehranstalten daselbst; sie ruhen alle auf dem Principe freiesten Bewegung. Eine der interessantesten Anstalten ist unbedingt Victoriacollege. Als ich mit Herrn M. und seiner liebenswürdigen Tochter dieses berühmt gewordene Institut besuchte, erstaunten wir nicht wenig, als wir dieses herrliche gothische Gebäude, das im Osten der Stadt auf einem mit reizenden Parkanlagen gezierten Hügel ruht, vor uns sahen. Es war gerade Sonnenuntergang; die Beleuchtung der ganzen Umgegend, des Meeres, der Stadt und Landschaft war ausnehmend schön und es ruhte gerade in diesem Augenblicke eine solche wohlthuende Stille über der Natur und ein solcher Farbenglanz über der ganzen Gegend, daß wir drei Fremdlinge in eine wahrhaft elegische Stimmung uns versetzt fühlten. — Das Innere des Baues entsprach dem Aeußern; Alles sauber, wohl geordnet, weiträumig und großartig eingerichtet. Hier ist wohl sein, riefen wir aus, hier möchte man den Studien obliegen! Ein Seufzer ging über meine Lippen, als ich an unser Berner-Hochschulgebäude dachte, mit seinen unzweckmäßigen, unästhetischen Einrichtungen, und noch dazu mir sagen mußte, daß der Prachtbau von Victoriacollege, der die Jugend an die Reise der Königin Victoria, die mit dem Prinzen Albert 1846 Jersey besuchte, erinnern soll, aus Privatmitteln errichtet worden ist! Das Collegium, welches die Schüler für die englischen Universitäten vorbereiten soll, hat zwei Abtheilungen, die eine für classische Studien, die andere für neuere Sprachen und Handelswissenschaft. Der ganze Lehrplan läßt freilich etwas zu wünschen

übrig und ist mehr für praktische Lebenszwecke als für den logischen Ausbau der Wissenschaft berechnet. Da es Vacanzzeit war, konnte ich leider dem Unterrichte nicht beiwohnen. Der Bau dieses Prachtcollegiums hat 6 Jahre gedauert. Im September 1852 konnten die glücklichen Schüler in dasselbe einziehen.

Heiter und zufrieden kehrten wir auf Umwegen an dem Freimaurertempel in Stopford-road vorbei nach unserem Gasthof zurück. Diese Freimaurerhalle, in welcher sich abwechselnd und theilweise vereinigt verschiedene dem Groß-orienten von England unterworfenen Riten versammeln, die für Toleranz und Gleichberechtigung auf dem kirchlichen, politischen und sozialen Gebiete arbeiten, ist ein merkwürdiges Gebäude. Es ist nach den besten Regeln der Kunst in großartigem Style hergerichtet, wurde im Jahre 1864 aufgeführt und gehört unter die schönsten Monumente der Stadt.

Unsere am Theatralischen wiedervereinigte Pariser-Gesellschaft machte, unter traulichen Gesprächen und unter obligater Begleitung von Musik und Zeitungslektüre, Ausflugspläne für den folgenden Tag. Es wurde beschlossen, gemeinschaftlich einen Omnibus zu miethen und vor Allem aus das Schloß Mont Orgueil und Rozel Harbour zu besuchen. Da verschiedene Omnibuskompagnien bestehen, so war die Auswahl etwas schwer; wir erhielten jedoch aus Gregory's Liverny Stables einen wirklich eleganten, offenen, gerade die nöthigen Plätze zählenden Omnibus, der uns mehrere Tage hindurch die besten Dienste leistete. Jersey kann sich rühmen, die bestbedienten und verhältnißmäßig zahlreichsten Omnibus in Europa zu besitzen, was die Einwohner nicht hindert, noch eine gute Quantität von Fiacres und Privatwagen zu halten. Die Polizeireglemente für die öffentlichen Wagen sind streng, die Tarife billig, das Benehmen der Kutscher vorzüglich. Eine merk-

würdige Bestimmung, die in Bern eine Strife der Wagenlenkerzunft herbeiführen würde, besteht in St. Hélier; es darf nämlich ein auf einem Platz stationirender Kutscher nicht vom Bocke herab, sondern er muß, so lange sein Amt dauert, stattlich wie eine Bildsäule, seinen erhabenen und würdigen Standpunkt bewahren.

Zur bestimmten Stunde fand sich unser Omnibus und sein gemüthlicher Führer vor der Hotelthüre. Die Luft war rein und klar, das Wetter herrlich, die Stimmung der fahrenden Damen und Herren, zwölf an der Zahl, von bester Qualität. Rasch führten uns unsere kleinen, muntern Pferde zur Stadt hinaus in die Landschaft. An Gärten, großen und kleinen Villen und Dorfschaften vorbei, langten wir in kürzester Frist im Fischerstädtchen Gorey am Fuße des alterthümlichen Schlosses Mont Orgueil an. Majestätisch schaute das noch in seinem Verfall großartige, ephenumrannte Schloß auf die fremden Wanderer herab; wir waren in Entzücken und Bewunderung. Dieser stumme Zeuge einer glorreichen Vergangenheit, die ein Geschlecht dem Andern mittheilt und zuletzt als ausgeschmückte Sage der Nachwelt überliefert, sieht noch so stolz von seinem felsigen Vorgebirge herab auf die um ihn liegende freundliche Gegend und auf das weite blaue Meer, daß man unwillkürlich von einer gewissen Ehrfurcht ergriffen wird, als stünde man vor einem gewaltigen Helden grauer Vorzeit, und doch weist nach sichern Dokumenten die Geschichte nach, daß dieser mächtige Bau nicht in die Vegendenzzeit römischer Eroberungen gehört, sondern in seiner Begründung dem elften, ja dem zwölften Jahrhundert zugewiesen ist. Der ganze architektonische Charakter des Schlosses trägt übrigens dieses mittelalterliche Gepräge.

Das Innere des Schlosses hat mit jedem andern Feudalschlosse Aehnlichkeit; dessen Beschreibung kann daher ohne

Verlust übergangen werden. Lange verweilten wir in den zerfallenen Räumlichkeiten und ließen in unsern Gesprächen und in unserm Geiste die Gestalten und Thaten der Männer vorüberziehen, die im Laufe der Jahrhunderte hier Thaten des Muthes und seltener Aufopferung vollbracht haben. Hier kämpfte, doch ohne wesentlichen Vortheil, Bertrand Du Guesclin im Jahre 1374. Er mußte sich vor der herannahenden englischen Flotte zurückziehen und sein Vorhaben, das Schloß einzunehmen, aufgeben. Hier verweilte Brynn, der Puritaner, drei Jahre lang in enger Gefangenschaft (Aug. 1637 bis Nov. 1640), nachdem ihm zuvor in London die Ohren abgeschnitten worden waren. Hier fand Karl der Zweite eine loyale Zufluchtsstätte. Das überall verlorene Königthum fand auf den Kanalinseln eine besondere Stütze an der Familie De Carteret, die feck und kühn den Kampf mit den Truppen des Parlaments übernahm. Mont Orgueil Castle war der Hauptstützpunkt für diesen Kampf. Edle Männer, wie David und Jakob Bandinel, mußten im Kerker von Mont Orgueil ihre Vorliebe für die Sache des Parlaments büßen und als sie aus dem Gefängniß nach vierzehnmonatlicher Haft durch Flucht über die Felsen zu entinnen versuchten, kamen beide, Vater und Sohn, auf jämmerliche Weise um. — Mont Orgueil ist nie eigentlich durch Gewalt in die Hände des Feindes gekommen, wohl aber durch Kriegslist und Verrath. Ein solcher Fall trat unter Margaretha von Anjou, der intriganten aber begabten und unglücklichen Frau Heinrich's des Sechsten von England ein. Sie suchte durch einen kühnen Schachzug die Feinde ihres schwachen, von Günstlingen beherrschten Gemahls zu überwältigen. Ohne Mitwissen des Königs von Frankreich unterhandelte sie mit einem kühnen französischen Edelmann, Pierre de Brézé, Grafen von Maulevrier. Dieser sollte dem bedrängten Könige Heinrich mit einer Schaar Veteranen,

2000 an der Zahl, zu Hülfe kommen. Als Schadenersatz wurde ihm das Schloß Mont Orgueil mit feudalem Besitzrecht über Jersey versprochen. Brézé hielt Wort, er sandte seine Veteranen; doch ein Seesturm und das feindliche Schwert vernichteten das kleine zugesandte Hülfssheer, und nur Wenige blieben übrig. Margaretha, um ihrem Versprechen nachzukommen, befahl dem damaligen Schloßgouverneur Sir John Niefan (oder L'Enfant?), der insgeheim mit der Königin einverstanden war, das Schloß Mont Orgueil dem Grafen von Maulevrier zu übergeben. Dieß konnte nur durch Verrath geschehen, da der Insel gegenüber der beste Schein der Treue an England sollte beibehalten werden. Die Verabredung gelang, der Gouverneur ließ sich überrumpeln, im Bette ergreifen und scheinbare Gewalt an sich ergehen. Nur stillschweigend jedoch ließ sich die Bevölkerung herbei, die Herrschaft Maulevrier's anzuerkennen. Zwar nannte sich der Graf Herr der Kanalinseln, unter Botmäßigkeit seines Herrn des Königs von Frankreich, zu gleicher Zeit aber suchte er durch große Zuorkommenheiten und Milde, ja durch völlige Bestätigung der alten Inselprivilegien und Beifügung neuer guter sonnenen Reformen (z. B. das register of property) die Liebe seiner neuen Unterthanen sich zu gewinnen. Trotzdem fügten sich nur sechs Kirchspiele seiner Herrschaft; die sechs übrigen leisteten einen sechsjährigen Widerstand. Der kühne Ritter Philipp de Carteret war an der Spitze desselben und leitete von seinem Schlosse St. Ouen aus die verschiedenen zeitweiligen Operationen der königlichen Anhänger. Die Lage änderte sich bei der ruhigen Thronbesteigung Eduards des Vierten; die Lancasterpartei ward überwunden und Eduard nährte den festen Willen, den unter Heinrich dem Sechsten gemachten Kompromiß zu beseitigen. Zu diesem Zwecke wurde eine Flotte unter Befehl Sir Richard Harliston's nach Mont Orgueil

(d. h. dem Gorenhafen) gesendet. Philipp de Carteret sollte den Angriff auf's Schloß zu Lande bewerkstelligen. Neunzehn Wochen lang hielten sich die Belagerten und alle Versuche der Einnahme scheiterten. Doch es kam keine Hülfe von Frankreich, der Hunger stellte sich ein, und so mußte sich der wackere Kommandant von Mont Orgueil, der heroische Surdeval, ein Schwiegersohn von Maulevrier, eine ehrenhafte Kapitulation gefallen lassen. Er zog mit seiner Garnison nach Frankreich ab, das Schloß aber wurde als uneinnehmbar betrachtet. Auch von Eduard dem Sechsten wurden aus Dankbarkeit für die loyal-englische Stimmung den Einwohnern alle früheren Privilegien bestätigt (eigene Landstände, eigene Verwaltung, eigene Gerichtsbarkeit, eigenes Münzgepräge,..... Zoll und Steuerfreiheit und vieles Andere mehr!) Diese Magna Charta der Inselbewohner ist bis auf den heutigen Tag anerkannt und theilweise von etlichen Monarchen Englands erweitert worden! Nach Befreiung der Insel erhielt Harliston die Gouverneurstelle von Jersey, und seine Tochter, sein einziges Kind, heirathete den ältesten Sohn des kühnen Philipp de Carteret. Sie wurde Mutter einer zahlreichen Familie und wird noch jetzt in Volksliedern gefeiert. Ihre Schönheit, ihre Tugenden, ihr Unglück sind Stoff für poetische Legenden geworden. Ihr Vater fiel noch in seinen alten Tagen in Ungnade (unter Heinrich dem Siebenten), er mußte fliehen und starb in bitterer Armuth! Maulevrier war ihm längst im Tode vorgegangen; er war im Dienste Ludwigs des Elften in der Schlacht bei Mont l'Hery gefallen! So endeten zwei Helden, deren Geschichte einen ausgewählten Stoff für eine Tragödie bilden dürfte.

Die Kanalinseln können sich glücklich preisen, unter Englands Scepter ihre Unabhängigkeit bewahrt zu haben. Nicht nur die erwähnten, für den heutigen Zeiteyclus ganz

anormalen Privilegien, die aus der Zeit des Königes Johann von der Normandie herrühren, sondern auch die großen Segnungen der bürgerlichen Freiheit, des Welthandels und die Möglichkeit die Reformation anzunehmen und durchzuführen, hiemit auch jede geistige Entwicklung ohne politischen oder bürgerlichen Druck sich anzueignen, sind aus dieser loyalen Verbindung hervorgegangen. Die Konstitution Jersey's ist normännischen Ursprungs, ihre Beibehaltung aber ist eine permanente Gabe des englischen Königthums. Hätten die Kanalinseln (jede derselbe hat ihre eigene Konstitution) historisch das Schicksal der kontinentalen Normandie getheilt, mit welcher sie bis auf König Johann's Zeit vereinigt waren, und von welcher sie Sprache, Sitten und Gebräuche angenommen; wären sie durch die starke Hand des Königs Philipp August von Frankreich ernstlich angegriffen und wie die übrige Normandie unter die französische Krone gezwungen worden, so hätten sie auch die allgemeinen Geschicke Frankreichs mitertragen und mit erdulden müssen. Durch ihr Schutzverhältniß zu England sind sie vielen Gefahren entronnen, haben ihre Freiheiten und Privilegien bewahrt und genießen noch jetzt eines so seltenen Glückes, daß in Europa kein Land besteht, das von der Vorsehung so begünstiget erscheint. Sie haben alle Vortheile England's und sind von allen seinen Nachtheilen befreit. Ob dieser Umstand in die Länge haltbar ist, ist eine andere Frage. Wer die Blätter von Jersey liest und mit den Eingeborenen verkehrt, die sich, wie in Bern, in Liberale und in Conservative eintheilen, der wird bald gewahr, daß der Glaube an der Beständigkeit der bis dahin so trefflich gewährten Institutionen zu wanken beginnt.

Doch ich höre hinter mir den Haroruf der durch meine Aussage verletzten Insulaner und lasse weitere Mittheilungen über die dortige Lokalpolitik fallen. Was unter diesem Harorufe

zu verstehen ist, darüber Folgendes. Vor 1000 Jahren war der Brauch, zur Zeit des mächtigen Normannenherzogs Rollo, daß wenn einer seiner Unterthanen sich in seinem Rechte verletzt glaubte, er ausrief: „Haro! O my Prince, aid me for J am wronged.“ („Auf! hilf mir, o mein Fürst, denn es geschieht mir Unrecht.“) Dem Rufenden mußte gerichtlich eine nähere Untersuchung des vorliegenden Falles vergönnt werden. Dieser normannische Brauch nun ist sonderbarer Weise noch heutzutage in Jersey nicht abgeschafft. Ich kann einen Fall erwähnen, der während meines dortigen Aufenthaltes vorgekommen ist. Es wurde der Haroruf in einer Besitzfrage von einem Geistlichen ausgesprochen, der vor dem Kirchthor Klage erhob über einen unbilligen Gerichtsauspruch. Wie zu Rollo's Tagen rief er aus Haro! O my Prince, aid me for J am wronged! — und es mußte sein Anliegen von Neuem untersucht werden.

Von Rollo bis auf Wilhelm dem Eroberer war die Blüthezeit der Normannenherrschaft im nördlichen Frankreich. Durch die glückliche Schlacht bei Hastings (1076) wurde diese Normannenmacht in Frankreich gebrochen, da die besten normännischen Kräfte nach England zogen und die Zurückgebliebenen bei wachsender Macht des französischen Königthums nicht mehr so fest einer sie absorbirenden größeren Einheit zu widerstehen vermochten. In dieser Trennung lag auch der Keim der lange dauernden, oft schmähligen Kämpfe zwischen England und Frankreich. Jerseyritter sollen Wilhelm dem Eroberer nach England gefolgt sein. Doch zurück nach Mont Orgueil.

Nach voller Besichtigung des Schlosses, das früher Gorencastle hieß und in dessen Nähe bedeutende Druidensteine zu finden sind, begab sich unsere Gesellschaft nach dem kleinen Gorey zurück. Der Hafen, der eine ziemliche Flottille

zu beherbergen im Stande ist, hat noch eine gewisse Bedeutung für die Austernfischerei. Der Ertrag dieser Fischerei ist bei weitem nicht so groß wie früher, und doch beläuft sich sein Werth noch jährlich auf 750,000 Franken. Die 300 Fahrzeuge, die für den Austernfang verwendet werden und die 2000 Schiffer, die sich für denselben brauchen lassen, geben dem kleinen Städtchen, das gar zu viele Wirthshäuser zählt, zu gewissen Perioden des Jahres etliches Leben; doch ohne die Schloßbesucher würde der freundliche Ort ein karges Dasein fristen. — Wir bestiegen nach eingenommener Labung wieder unsern Omnibus und fuhren nach dem Feudalsitz Rozel, der früher der Familie De Carteret gehörig, jetzt auf eine weibliche Nebenlinie übergegangen ist. Im Ganzen gibt es fünf große Feudalbesitzungen auf Jersey; unter diese gehört Rozel. Es wird von Einheimischen und Fremden sehr viel besucht; das schöne gothische Gebäude, noch mehr aber der ausgedehnte Park und die herrliche Landschaft gewähren einen großen Reiz. Der dazu gehörende kleine Hafen, die Felsgruppen, die grünen Hügel, die Fischerbarren, Thal und Meer geben ein Gesamtbild, das den Naturfreund mächtig anspricht. Eine halbe Meile vom Hafen entfernt gibt es noch Ueberreste römischer Befestigungen, die unter dem Namen „Muraille de César“, oder la petite Césarée bekannt sind.

Von Rozel weg ging es bergauf bergab, der fahlen Seeküste entlang, nach Bouley-Bay. Diese Bucht ist die tiefste der ganzen Insel, deßhalb oft die Frage entstand, ob nicht gerade hier der Haupthafen eingerichtet werden sollte. Freilich ist die Umgegend trostlos, nichts gedeiht auf den wasser- und windgepeitschten Felsen dieser nördlichen Küste, aber die Lage wäre vorzüglich. Im Jahre 1549 gelang es den Franzosen, hier zu landen; doch konnten sie zurückgetrieben werden. Zum Schutze dieser Bucht ist eine Seebatterie errichtet

worden. Von den steilen, starren Felshöhen herab kann bei klarem Wetter die französische Nordwestküste der Normandie erblickt werden, sowie die nördlich liegenden Inseln Guernsey, Sark und Aurigny. In der Nähe der Belle-Hoguespize soll eine wunderthätige Quelle zu finden sein, welche die Macht besitzt — so sagt die Legende — den Stummen die Sprache wieder zu geben, doch muß das Wasser vor Sonnenaufgang getrunken werden! Thatsache ist, daß diese eisenhaltige Quelle für Augenschwäche gut und viel gebraucht wird. Die öden Gestade von Bouley-Bey verlassend, kehrten wir an den Steinbrüchen von Mount-Mado vorbei nach St. Hélier zurück. Diese Granitsteinbrüche werden viel benutzt für Häuser und für Straßenbau. Sie haben weithin eine Berühmtheit erlangt; es wird das Geröll der pulverisirten Granitblöcke als Handelsartikel in bedeutendem Maße nach England versandt.

Diesem ersten gemeinschaftlichen Ausfluge, der so genüßreich ausgefallen war, folgten sich andere auf dem Fuße nach. Der zweite richtete sich nach Prince's Tower, auch Tour d'Auvergne genannt. Wer anmuthige Lagen und Romantik liebt, der soll hierher kommen. Zuerst ein tumulus oder Grabhügel, unter dem Namen „Hogue Bye“ (hoher Erdhügel) bekannt, dann eine Kapelle (Notre Dame de la Hogue), zuletzt ein fürstliches Schloß, mit Thurm und Park, hat dieser Ort, der gegenwärtig in einen öffentlichen Lustgarten umgewandelt worden ist und das Tivoli der Insel Jersey zu sein scheint, in den legendarischen Annalen und Chroniken eine Bedeutung erhalten, die ein gewissenhafter Reisender nicht übergehen darf. „Einst hauste,“ so erzählt die romantische Sage, im Waldesdickicht eine gefährliche Schlange. Viele Einwohner von Jersey wurden tödtlich gebissen und allgemeiner Schrecken verbreitete sich. Ein nor-

mannischer Edelmann aus der Umgegend von Coutances kam herüber, um mit ritterlichem Muth die Ungeheuer aufzusuchen und zu erlegen. Ein Knappe begleitete ihn. Es gelang ihm; aber an derselben Stelle, wo er die Schlange erlegt hatte, wurde er von seinem Diener tödtlich getroffen. Dieser kehrte mit der Todeskunde seines Herrn nach dem Schlosse Hambye, wo die sehnsüchtig wartende schöne Gemahlin des Ritters lebte, zurück. „Mein Herr,“ sagte er zu ihr, „ist im Kampfe mit dem Ungeheuer umgekommen, ich habe die Schlange erlegt; sein letzter Wunsch, den er aussprach, war der, daß Sie meine Gattin werden sollten.“ Die Wittwe erfüllte diesen letzten Wunsch; der Knappe wurde ihr Gemahl. Doch von Gewissensbissen geänstigt fand er keine Ruhe mehr, schreckliche Träume folterten seinen Schlaf und im Schlummer rief er öfters aus: „Unglücklicher, der ich meinen Herrn erschlagen habe!“ Der Mord wurde entdeckt und gesühnt; an der Stelle aber, wo der treue Ritter von Hambye erschlagen und begraben worden war, ließ die liebevolle Gattin auf hohem Erdhügel ein rundes Grabmonument und eine Kapelle errichten, die vom Schlosse aus über das Meer hinüber von der trostlosen Wittwe bis an ihr Lebensende gesehen werden konnten.“ Dieser Ort nun heißt in der Volksfage noch jetzt la Hogue Bie. Viele Jahrhunderte hernach, sagt eine alte Chronik, ließ ein Priester, Namens Mabou, der Dekan von Jersey geworden war, und zuvor eine Reise nach Jerusalem unternommen hatte, unter der Kapelle ein Gewölbe herrichten, mit welchem er das Heilige Grab nachzuahmen suchte und wo ein wunderthätiges Bild der Maria Vortheil bringen sollte. Der Ort wurde ein besuchter Wallfahrtsort. Der Dekan trieb es aber mit dieser Wunderthätigkeit so arg, daß die dazu verwendeten Mittel zuletzt auch den Gläubigsten nicht mehr imponiren konnten und er im Munde des Volkes sprichwörtlich

als ein grober Betrüger gebrandmarkt wurde. Noch jetzt ist es auf der Insel Jersey Brauch zu sagen, wenn gar zu ungläubliche Dinge mitgetheilt werden, „c'est un miracle de la Hogue“ —! Die Existenz des Ritters von Hambye und des betrügerischen Dekans Mabon kann historisch nicht geläugnet werden. Das Uebrige gehört dem Sagen und Legendenkreis. Was nun den jetzigen Namen „Prince's Tower oder Latour d'Auvergne“ betrifft, so verhält es sich mit wenigen Worten folgendermaßen: Der letzte Besitzer von La Hogue, ein eingeborener Edelmann Namens Philipp von Auvergne, der einen schloßartigen Thurm anlegen ließ und überhaupt fürstliche Veränderungen mit dieser interessanten Vertlichkeit vornahm, wurde vom letzten direkten Sprossen der berühmten Familie von Bouillon testamentarisch mit dem Titel und den Rechten eines Herzogs von Bouillon betraut und erhielt durch diese Adoption einen Fürstenrang, der von Ludwig dem Ahtzehnten auch anerkannt wurde. Auf dem Wienercongreß wurde aber dieses Herzogthum Bouillon im Jahre 1814 aufgehoben. Der besser unter dem Namen d'Auvergne bekannte Admiral starb in London 1816. Ihm zu Ehren wurde Hoguebie in Prince's Tower umgewandelt. Dieser um Jersey sehr verdiente Mann war ein großer Naturfreund und Gärtner. Ihm ist die schöne romantische Waldeinkleidung zu verdanken, die vor nicht langer Zeit als Lustpark dem Publikum eröffnet wurde. Schaukeln, Spiele aller Art und eine gute Wirthschaft beurfunden hinlänglich den jetzigen Gebrauch. Vom Thurme aus genießt man eine weite herrliche Uebersicht der Insel, des Meeres und der gegenüberliegenden, im Abendrothe prachtvoll beleuchteten Küste der Normandie. Dieser Volksgarten steht einzig in seiner Art da und wird von allen Seiten sehr besucht. Der Eintritt ist auf 60 Centimes gestellt worden.

Viele andere Ausflüge wurden während unseres so harmonischen Zusammenlebens von St. Hélier aus mit der Pariser-Gesellschaft nach allen Windrichtungen hin unternommen; es würde mich aber zu weit führen, wenn ich eine längere Beschreibung dieser herrlichen Promenaden im lieblichen und romantisch schönen Garteneilande Jersey hier geben wollte. Nur noch Weniges möge genügen.

Die einsame, durch fühne Felswände geschützte Bucht von Grève de Lecq; die nur zur Ebbezeit nahbaren Höhlen von Plemont (Plemont Caves), in deren Nachbarschaft heitere Sturzbäche, die der sonst öden Landschaft Leben verleihen, dem Meere zueilen; das mit Vorsicht zu erzielende legendenreiche Teufelsloch (The devil's Hole, auch Creux Terrible), wo durch gestürzte Felswände hindurch die brausenden Wogen des Oceans vergeblichen gewaltsamen Angriff versuchen; das durch lohnende Fernsicht und durch Trümmerhaufen eines zerfallenen Schlosses, von dem nur noch ein Bogen übrig geblieben ist, archäologisch merkwürdige Vorgebirge Grosnez; das stille, freundliche, mit Recht gepriesene Thal von St. Pierre, an dessen schattigen Hügelreihen, Farmen, Gärten, Mühlen und Villen man sich nicht genug erlaben kann; die weite, allen Winden und Meeresströmungen ausgesetzte, sandige Bay von St. Duen, die, begrenzt durch die Vorsprünge von La Corlière und l'Etacq, feindlichen Landungsversuchen nur gar zu leichten Spielraum gewährt; das ehrwürdige Stammischoß der historisch berühmtesten Familie der Insel, der De Carterets, deren Annalen bis auf Kollo's Zeiten hinaufreichen: das Schloß St. Duen, mit seinen Baumalleen, seinen saftigen Wiesen, seinen alterthümlichen Räumen, Gemälden und antiquarischen Erinnerungen; die wilden Küstenreihen von Noirmont; die durch Sagen verherrlichte Kirche von St. Brelade mit

ihrer kleinen einsamen Fischerkapelle, wo grobgemalte Freskofiguren, angefressen vom Zahne der Zeit, durch ihre Unkenntlichkeit ihren alten Ursprung beweisen; das heitere Städtchen St. Aubin, mit seinen stattlichen Häuserreihen und Gärten, seinem sichern Hafen, wo bei stürmischer See die größten Schiffe ohne Gefahr einzulaufen vermögen, seinen zahlreichen Fremden, die ihren Lebensabend ruhig und billig im Kreise oft weitgewanderter Familienglieder und in ausgewählter Gesellschaft zuzubringen gedenken, seinem regen Handel und Schiffsbau, die erst in neuester Zeit von dem von St. Hélier überflügelt wurden,.... alle diese merkwürdigen Punkte, die einer eingehenderen Beschreibung würdig wären, wurden nacheinander von unserer Reisegesellschaft, die vom schönsten Wetter begünstigt war, besucht, und mit vollständiger Befriedigung verlassen.

Der Tag war herbeigekommen, an welchem die immer hinausgeschobene Trennung vor sich gehen mußte. Mit Wehmuth sah der Schweizer seine Pariserfreunde, die ihm unvergeßlich geblieben sind, mit dem Dampfer die Heimreise antreten. Kein Wölkchen hatte das seltene Freundschaftsverhältniß getrübt. Möge es jedem Wanderer, der das durch Klima, Geschichte und reizende Naturscenereien so einzig dastehende Eiland Jersey zu besuchen gedenkt, in ähnlicher Weise ergehen!
